



AKADEMIE IM DIALOG – FORSCHUNG UND GESELLSCHAFT | 5

JOINT ACADEMY DAY 2023: ÖAW | LEOPOLDINA
HERAUSFORDERUNGEN DER WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION
IN ZEITEN DER MULTIPLEN KRISE

JOINT ACADEMY DAY 2023

**ÖSTERREICHISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
DEUTSCHE AKADEMIE DER NATURFORSCHER LEOPOLDINA –
NATIONALE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN**

**HERAUSFORDERUNGEN DER WISSENSCHAFTS-
KOMMUNIKATION IN ZEITEN DER MULTIPLEN KRISE**

**1. FEBRUAR 2023 –
ÖSTERREICHISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN**

INHALT

VORWORTE

HEINZ FASSMANN Präsident, Österreichische Akademie der Wissenschaften	5
GERALD H. HAUG Präsident, Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften	7

WIENER THESEN

Wiener Thesen zur wissenschaftsbasierten Beratung von Politik und Gesellschaft	9
---	---

ZUM BACKGROUND

CHRISTIANE WENDEHORST Präsidentin der philosophisch-historischen Klasse, ÖAW	13
---	----

KEYNOTE LECTURE

GERALD H. HAUG Präsident, Leopoldina Schneller, höher, weiter? Wissenschaftskommunikation in Zeiten der multiplen Krise	17
--	----

PODIUMSDISKUSSION

Fakt und Faszination. Neue Herausforderungen für die Wissenschaftskommunikation Wolfgang Baumjohann (Moderation), Alexander Bogner, Michael Hallek, Matthias Karmasin, Christoph M. Schmidt, Eva Stanzl, Ricarda Winkelmann	27
--	----

VORWORTE

HEINZ FASSMANN

Im Jahr nach der Gründung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien brach die bürgerliche Revolution des Jahres 1848 aus. Geschaffen, um die Wissenschaft zu fördern und ihre Erkenntnisse zu verbreiten, fand die Akademie sich unverhofft in einem Sturm politischer Konflikte. Doch obwohl gerade die Frage der Zensur auch für sie selbst von existenzieller Bedeutung war, bezog sie zu den ‚revolutionären‘ Forderungen von Presse- und Rede-, Lehr- und Lernfreiheit nicht offen Stellung.

„Die Akademie gibt kein Lebenszeichen“, empörte sich ein Zeitgenosse: Sie sei das „jüngste geistige Institut“ des Landes, „und doch schon so alt“. Der Vorwurf gipfelte in der resignativen Behauptung: „Männer der Wissenschaft sind selten Männer der That“.

Doch das war nur die halbe Wahrheit. Vom führenden Personal der Akademie beteiligte sich mancher aktiv an

der Revolution – während andere wiederum anscheinend unberührt von den Ereignissen ihren Sitzungen nachgingen. Die Frage, ob man sich als Einrichtung der Wissenschaft öffentlich positionieren sollte, war Gegenstand harter interner Auseinandersetzungen, wie man in der *Neuen Akademiegeschichte* von Johannes Feichtinger und Brigitte Mazohl nachlesen kann. Es ist eine Frage, die unsere Akademie also seit 175 Jahren begleitet und die gerade heute für die Wissenschaft virulent ist.

Die Nähe oder Ferne zur Politik ist eine zentrale Kategorie der wissenschaftlichen Verortung. Hier ist höchste Sensibilität gefragt: Zu nah, droht das politische Verglühen, zu fern, die politische Bedeutungslosigkeit. Das Finden der richtigen Distanz ist eine immanente Aufgabe für die Institution und für die Forschenden selbst. Privat mag jeder und jede denken, was er oder sie will. Aber in dem Augenblick, wo die Autorität



Heinz Fassmann studierte Geografie sowie Wirtschafts- und Sozialgeschichte. 1992 wurde er Direktor des ÖAW-Instituts für Stadt- und Regionalforschung und 1996 C4-Professor an der Technischen Universität München. Ab 2000 war Fassmann Professor an der Universität Wien, 2011 wurde er Vizerektor. Von Dezember 2017 bis Juni 2019 und von Jänner 2020 bis Dezember 2021 war er Bundesminister für Bildung, Wissenschaft und Forschung. Seit Juli 2022 ist Fassmann Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

der Wissenschaft zur Legitimierung öffentlicher Aussagen verwendet wird, ist Redlichkeit geboten, und zwar sowohl vonseiten der Forschenden als auch vonseiten der Politik.

„Viele meiner Kollegen haben das unstillbare Bedürfnis, in der Nähe der Politik zu sein. Die Politik wiederum hat sehr oft das Bedürfnis, die Wissenschaft als Hilfstuppe einzusetzen.“ Werner Welzig, langjähriger Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, hat die Sache treffend eingeschätzt. Er empfiehlt allen Beteiligten Zurückhaltung: „Wir Wissenschaftler müssen Respekt haben vor dem, was Sie als Politiker tun. Sie wiederum sollen uns durchaus einsetzen, aber nicht unmittelbar für tagespolitische Zwecke. Ein gewisser Abstand von beiden Seiten ist für beide Seiten hilfreich.“

Ich kann das aus meiner politischen Erfahrung in der schwierigen Pandemiezeit nur bestätigen. Ohne Wissenschaft hätte ich als verantwortlicher Minister im Blindflug agieren müssen. Andererseits gab es zahlreiche Zurufe von Stimmen aus der Forschung – über Social Media oder Interviews –, was ich zu tun hätte: So und nicht anders müsse politisch gehandelt werden. „So und nicht

anders“ ist allerdings eine politische Haltung, keine wissenschaftliche – und dennoch ist sie von Kolleg:innen aus der Wissenschaft vertreten worden.

Dieser Rollentausch des Wissenschaftlers, der sich ad hoc zum Politiker aufschwingt, ist ebenso problematisch wie jener des Politikers, der plötzlich meint, der bessere Wissenschaftler zu sein. „Politik gehört nicht in den Hörsaal“, mit Max Weber gesprochen, und die Wissenschaft gehört auch nicht auf die Straße. Arbeitet zusammen, aber tauscht nicht den Rock des jeweils anderen. Wissenschaftler:innen, legitimiert nicht die politische Entscheidung. Und Politiker:innen, versteckt euch nicht hinter Expert:innengremien, sondern stellt eure Entscheidungen auch als solche dar.

Diese wichtige Abgrenzung findet sich in den „Wiener Thesen zur wissenschaftsbasierten Beratung von Politik und Gesellschaft“, die von der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und der ÖAW gemeinsam ausgearbeitet und beim Joint Academy Day am 1. Februar 2023 der Öffentlichkeit präsentiert wurden. Es geht in unseren neun Thesen um die systemische Abgrenzung, um Information versus Legi-

timisation. Es geht auch um Fragen wie: Wer bestimmt die Weite oder die Enge einer zu bearbeitenden Fragestellung? Wie gehen wir mit der erforderlichen Interdisziplinarität um? Wie transparent muss und soll der Prozess der Generierung einer Expertise sein?

1848 fragte man sich: Warum schweigen die weisen Männer der Akademie? Das möchte ich mir nicht nachsagen lassen. Wir schweigen nicht, aber wir überlegen, wie, wann und in welcher Form wir uns zu Wort melden. Und wir haben darüber nicht alleine, sondern gemeinsam mit der Leopoldina reflektiert – bei dem im Folgenden dokumentierten Joint Academy Day.

GERALD H. HAUG

„Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation in Zeiten der multiplen Krise“ lautete der Titel des von der ÖAW in Zusammenarbeit mit der Leopoldina veranstalteten Joint Academy Day. Damit greifen die beiden Akademien ein hochaktuelles Thema auf. Wir alle haben erlebt, wie die Corona-Pandemie zu einer stark polarisierten Debatte um das Verhältnis von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit geführt hat.

Als Wissenschaftler:innen sich in der Politikberatung zur Pandemie engagiert haben, befanden sie sich in einer widersprüchlichen Erwartungslage. Da war einerseits ein steigender Erwartungsdruck zu verzeichnen: Wenn die Wissenschaft die verlässlichste Quelle unseres Wissens über die Pandemie und den voraussichtlichen Erfolg von Gegenmaßnahmen ist, warum spricht sie dann nicht mit einer Stimme, um der Politik klare Vorgaben für sinnvolle Gegenmaß-

nahmen zu machen? Wieso sorgt die Wissenschaft nicht dafür, der Politik den Entscheidungsspielraum zu nehmen? Muss es nicht ganz simpel heißen: „Follow the science“?

Damit wurde genau jene Rollenübernahme gefordert, die wir in der zweiten unserer neun „Wiener Thesen zur wissenschaftsbasierten Beratung von Politik und Gesellschaft“ ablehnen. Würde eine Akademie sich als politisches Entscheidungsgremium missverstehen, müsste sie letztendlich ihre Unabhängigkeit von politischen und wirtschaftlichen Einzelinteressen aufgeben. Weil die Wissenschaft frei ist, indem sie den eigenen Kriterien der Qualitätssicherung folgt, darf sie nicht darauf abzielen, an Stelle der Politik Entscheidungen zu treffen, denn dadurch würde sie vorrangig all den außerwissenschaftlichen Verpflichtungen folgen müssen, die direkt an politische Verantwortung in demokratischen Gesellschaften geknüpft sind.



Gerald H. Haug legte sein Diplom in Geologie 1992 an der Universität in Karlsruhe ab und wurde 1995 an der Universität Kiel promoviert. 2002 habilitierte er sich an der ETH Zürich. 2003 wurde er Professor an der Universität Potsdam und Abteilungsleiter an Deutschen GeoForschungsZentrum. 2007 wurde er zum Professor für Klimageologie an die ETH Zürich berufen. Seit 2015 ist Haug Direktor am Max-Planck-Institut für Chemie in Mainz und seit 2020 Präsident der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina.

Politikberatende Wissenschaftler:innen waren während der Pandemie aber auch einem anderen Rechtfertigungsdruck ausgesetzt: Wie können sie es sich überhaupt erlauben, trotz der fehlenden Einstimmigkeit zwischen den Fachleuten Empfehlungen darüber auszusprechen, welche Maßnahmen die Politik gegen die Pandemie beschließen soll? Setzt sich die Wissenschaft damit bewusst über die Grenzen ihres legitimen Handlungsbereichs in einer Demokratie hinweg? Soll damit eine Expertokratie etabliert werden?

Dieser Verdacht verkennt, dass die Freiheit der Wissenschaft und die damit einhergehende Unabhängigkeit von der Politik keineswegs verbieten, den jeweiligen Stand wissenschaftlicher Erkenntnisse und darauf bauende Handlungsempfehlungen mit der Absicht zu kommunizieren, die demokratische Meinungs- und Willensbildung zu beeinflussen. Die Wissenschaftler:innen unterliegen dabei allerdings einer Verpflichtung, die aus der sechsten und siebten These unseres gemeinsamen Papiers folgt: Lege deine Voraussetzungen möglichst umfassend offen, argumentiere nachvollziehbar, und formuliere deine Schlussfolgerungen so eindeutig wie möglich.

Nicht nur die Pandemie, sondern auch krisenhafte Entwicklungen wie der Klimawandel machen den Bürger:innen in ihrem Alltag erfahrbar, wie wissenschaftliche Erkenntnisse und wissenschaftsbasierte Ratschläge sich nicht nur auf politische Entscheidungsprozesse, sondern auch auf die Lebensführung im privaten Bereich auswirken können. Was früher nur anhand von zwar ebenfalls wichtigen, aber doch spezielleren und technologiefokussierten Themen wie der Atomenergie und der Gentechnik in engagierten Kreisen diskutiert wurde, ist nun Gegenstand eines breiten gesellschaftlichen Diskurses geworden.

Darauf müssen wir uns in unserer gesamten Wissenschaftskommunikation und in unserer wissenschaftsbasierten Beratung von Politik und Öffentlichkeit einstellen, mit allen daraus folgenden Konsequenzen.

Die neunte These unseres gemeinsamen Papiers lautet: „Akademien sollen Foren kritischer Wissenschaftsreflexion sein.“ Der Joint Academy Day soll ein solches Forum bieten, und ich bin guter Dinge, dass unsere beiden Akademien über die hier dokumentierte Veranstaltung hinaus einen engen Austausch über unsere jeweiligen Erfahrungen in der Wis-

senschaftskommunikation und der wissenschaftsbasierten Beratung führen werden.

WIENER THESEN ZUR WISSENSCHAFTSBASIERTEN BERATUNG VON POLITIK UND GESELLSCHAFT

Wissenschaftliche Expertise ist in modernen Gesellschaften eine zentrale Grundlage, um Krisen als solche erkennen und mit ihnen verantwortungsvoll umgehen zu können. Das hat die Coronavirus-Pandemie erneut deutlich gemacht: Ohne Wissenschaft wüssten wir nicht, was die „seltsame Lungenkrankheit“ verursacht, hätten wir nicht in kurzer Zeit Impfstoffe und wirkungsvolle Medikamente entwickelt. Ohne Bezug auf wissenschaftliche Erkenntnisse gäbe es auch keine zielgerichtete öffentliche Diskussion über notwendige Maßnahmen und für die Politik keine Möglichkeit, evidenzbasiert zu entscheiden. Die Pandemie hat die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft eindrucksvoll unter Beweis gestellt.

Trotz dieser Erfolge wurden in der Pandemie auch Spannungsverhältnisse zwischen Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit deutlich. So entwickelte sich eine Wissenschaftskepsis, die fast schon den Charakter einer sozialen Bewegung annahm. Proteste, die sich gegen bestimmte politische Maßnahmen und Initiativen (etwa die Impfoffensive) richteten, nahmen immer wieder auch die Wissenschaft ins Visier. Medial sichtbare Expert:innen wurden in den sozialen Medien zur Zielscheibe von Wut und Hass. Wissenschaft wurde als Teil des „Establishments“ attackiert. Wissenschaft und Politik sind autonome Systeme, die für die Gesellschaft unterschiedliche Funktionen erfüllen: Während sich die Wissenschaft darauf konzentriert,

neues, ihren strengen methodischen Standards genügendes Wissen zu produzieren, organisiert die Politik kollektiv bindende Entscheidungen. Eine effiziente und demokratiekonforme Kooperation zwischen Wissenschaft und Politik hat zur Voraussetzung, dass die Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten klar verteilt sind und keine Rollenkonflikte entstehen. Grenzüberschreitungen werden zurecht als Politisierung von Expertise bzw. Expertokratie kritisiert. Im Mittelpunkt des Joint Academy Day der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, den sie am 1. Februar 2023 in Wien gemeinsam mit der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina ausgerichtete, standen Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation in

Zeiten der multiplen Krise. Begleitend dazu wurden neun Punkte zu den Aufgaben und Anforderungen an wissenschaftsbasierte Beratung zur Diskussion gestellt, die wichtige Erfahrungen der Wissenschaftsakademien während der Corona-Krise reflektieren:

1. WISSENSCHAFT SOLL IN DER BERATUNG VON POLITIK UND GESELLSCHAFT ALS „EHRLICHER MAKLER“ AGIEREN

Die Wissenschaft sollte sich in der Rolle eines „honest broker“ (Roger A. Pielke) sehen, der der Politik Entscheidungsalternativen und Wahlmöglichkeiten auf Basis wissenschaftlicher Evidenz aufzeigt. Dieses Denken in Optionen basiert auf der Einsicht, dass eine disziplinär vielfältige Wissenschaft mit Blick auf aktuelle Problemstellungen selten mit einer Stimme spricht. Oft sind Szenarien und Prognosen mit erheblichen Unsicherheiten belastet, die klar genannt werden sollten. Und selbst wenn es einen weitreichenden Konsens unter den maßgeblichen Fachleuten geben sollte, gilt es daran zu erinnern, dass politische Streitfragen letztlich nicht durch (noch so überzeugende) Zah-

len und Fakten entschieden werden, sondern in der Abwägung konkurrierender Werte und Interessen, also im Bereich der Politik.

2. WISSENSCHAFT SOLL INFORMIEREN, NICHT LEGITIMIEREN

Ziel der Wissenschaft kann es nicht sein, der Politik ihre Entscheidungs- und Handlungskompetenz streitig zu machen. Wissenschaftsbasierte Beratung sollte nicht dazu dienen, der Politik die Begründungslasten und Entscheidungsnotwendigkeiten abzunehmen. Das heißt, umfassende Sachstandsdarstellungen und nuancierte Stellungnahmen sollten die Politik dazu bewegen, ihre Entscheidungen selbständig zu begründen. Die Politik sollte offenlegen, welche Empfehlungen und Expertisen für ihre Abwägungsprozesse wichtig waren. Der Verweis auf „die“ Wissenschaft (oder den Konsens namhafter Expert:innen) zum Zweck politischer Legitimation sollte akuten Krisensituationen vorbehalten bleiben, wenn unter hohem Zeitdruck und erheblicher Ungewissheit entschieden werden muss. Kurzum: Wissenschaft sollte die Politik so umfassend wie nötig infor-

mieren, aber so wenig wie möglich legitimieren.

3. PROBLEM UND PROBLEM-FRAMING MÜSSEN HINTERFRAGT WERDEN

Der Rahmen, innerhalb dessen ein Problem verhandelt wird („Framing“), beeinflusst maßgeblich, welche Themen und Aspekte als (un-)wichtig und welche Disziplinen folglich als (ir-)relevant gelten. Es ist ein Unterschied, ob beispielsweise die Pandemie „nur“ als ein Gesundheitsproblem oder als eine vernetzte Krise gilt, in der auch soziale, ökonomische und psychische Aspekte zu berücksichtigen sind. Die Aufgabe beratender Wissenschaft ist es daher, nicht nur Sachfragen zu beantworten, sondern auch das Problem-Framing kritisch zu reflektieren und ein möglicherweise anderes Framing vorzuschlagen.

4. INTERDISZIPLINÄRE ZUSAMMENARBEIT VERLANGT MUT ZU KONFLIKTEN

Die globalen Krisen der Gegenwart erfordern seitens der Wissenschaft interdisziplinäre Kooperation, denn

ihre Problemstruktur richtet sich nicht nach der Fächerlogik wissenschaftlicher Einrichtungen. Im Kontext interdisziplinärer Beratungsgremien treffen unterschiedliche Fachkulturen, Denkstile und Perspektiven aufeinander. Interdisziplinarität erfordert also aktive Auseinandersetzung. Sie darf sich nicht darin erschöpfen, Aussagen oder Empfehlungen einzelner Fachleute isoliert nebeneinanderzustellen oder so allgemein zu halten, dass disziplinspezifische Differenzen ausgeblendet bleiben. Weitreichende Übereinstimmung in Beratungsgremien sollte sich nicht der Dominanz einer bestimmten Fachkultur verdanken, sondern sich als Ergebnis eines ernsthaften und ernstzunehmenden Diskurses über die Fächergrenzen hinweg darstellen.

5. KONSENS UNTER FACHLEUTEN IST KEIN SELBSTZWECK

Wissenschaft will (und sollte) Klarheit schaffen und nicht Verwirrung stiften. Ein weitreichender Konsens gilt deshalb als erstrebenswertes Ziel institutionalisierter Politikberatung. Einstimmigkeit sollte allerdings nicht zum Selbstzweck werden. Gerade in



Abb. 1: ÖAW-Präsident Heinz Fassmann stellt die „Wiener Thesen“ vor.

Krisensituationen ist man auf Schätzungen und Szenarien angewiesen, wenn gesichertes Wissen fehlt und die Datenqualität schlecht ist. Unter Umständen ist es klüger, der Politik einen geordneten und gut begründeten Dissens zu präsentieren als einen Konsens, der mangels kanonischen Wissens strategischen Charakter hat. Ein gehaltvoller Dissens unter namhaften Expert:innen unterstreicht, dass letztlich die Politik entscheiden muss.

6. WISSENSCHAFT SOLLTE DEN HERSTELLUNGSPROZESS VON EXPERTISE TRANSPARENT MACHEN

Evidenz und Expertise sind zwei verschiedene Wissensformen. Forschungsergebnisse müssen auf einen Problemkontext, in dem sie oft nicht entwickelt wurden, angewendet werden, um politisch anschlussfähig zu sein. Für die Öffentlichkeit muss daher nachvollziehbar sein, wie in

Beratungsgremien Evidenz in Empfehlungen übersetzt wird. Das Transparentmachen des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses, seiner Bedingungen, Notwendigkeiten und Grenzen stärkt das Vertrauen in eine unabhängige Wissenschaft.

7. WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION SOLLTE SICH AUCH AUF BERATUNGSPROZESSE ERSTRECKEN

Öffentlichkeitsbeteiligung im Wissenschaftsbereich ist kein Selbstzweck, sondern dort zu fordern und zu fördern, wo sie für Wissenschaft und Gesellschaft einen Mehrwert verspricht. Die Einladung zum Dialog über Beratungsprozesse kann dazu beitragen, die Wissenschaft verstärkt für Themen zu sensibilisieren, die den Alltag und das Leben der Menschen in besonderer Weise betreffen. Gleichzeitig werden auf diese Weise Prozesslogik und Ergebnisse wissenschaftsbasierter Beratung für eine breite Öffentlichkeit besser nachvollziehbar. Durch den Einblick in ihre eigene Beratungspraxis fördern Wissenschaftsakademien das Verständnis für Aufgaben, Anforderungen und Grenzen ihrer Beratungsaktivitäten.

8. WISSENSCHAFTSAKADEMIE WISSEN, WER WIRKLICH EXPERTISE HAT

Wissenschaftsakademien versammeln als Gelehrtenvereinigungen die „klügsten Köpfe“ aus Wissenschaft und Forschung und haben Zugriff auf das aktuellste und bestgesicherte Wissen. Sie sind daher eine glaubwürdige Informationsquelle, gerade auch dann, wenn es um die Einrichtung und Besetzung von Beratungsgremien geht. Aufgrund ihrer Unabhängigkeit und ihres fachlichen Überblicks können Akademien rasch und zuverlässig erklären, wer die maßgeblichen Personen mit entsprechender Kompetenz in einem bestimmten Themenfeld sind. Dies erhöht die Chance, dass wissenschaftliche Exzellenz und nicht (partei-)politische Erwägungen oder medialer Einfluss die entscheidende Rolle bei der Besetzung von Beratungskommissionen spielen.

9. AKADEMIE SOLLTEN FOREN KRITISCHER WISSENSCHAFTSREFLEXION SEIN

Wissenschaftsakademien sind kompetente Partner in der Diskussion

über zentrale Grundsatzfragen zum Verhältnis von Wissenschaft, Politik und (Medien-)Öffentlichkeit. Im breiten Fächerkanon der Wissenschaft ist das interdisziplinäre Feld der Wissenschaftsforschung eine gute Adresse, um die Selbstreflexion der Wissenschaft voranzutreiben – gerade auch in ihrer Rolle als zentrale Beratungsinstanz in gegenwärtigen Krisen. Zu diesem Zweck gilt es, in den Wissenschaftsakademien institutionelle Foren der Selbstreflexion dauerhaft einzurichten. Denn nur eine forschungsstarke, beratungsrelevante und selbstkritische Wissenschaft gibt modernen Gesellschaften die begründete Zuversicht, die vielfältigen, vernetzten und langwierigen Krisen unserer Zeit meistern zu können.

ZUM BACKGROUND

CHRISTIANE WENDEHORST

In den Gelehrtenesellschaften und Forschungseinrichtungen der Wissenschaftsakademien sind Wissenschaftler:innen vertreten, die auf ihrem jeweiligen Gebiet durch herausragende Leistungen hervorgetreten sind und international in engem Gedanken- und Informationsaustausch stehen. Viel zu selten wird jedoch auch die Akademie als Institution für solche Kontakte genutzt. Um gemeinsam mit Wissenschaftsakademien anderer Länder institutionalisierte Begegnungsmöglichkeiten zu schaffen, organisiert die Österreichische Akademie der Wissenschaften daher seit 2018 regelmäßig den sogenannten Joint Academy Day.

Zuletzt fanden Akademietage mit der Königlich Niederländischen Akademie der Wissenschaften (2018), den Wissenschaftsakademien von Slowenien, Tschechien, Ungarn, Polen und der Slowakei (2019) sowie der Royal Society of Canada (2021) statt.

Dieses Jahr wurde die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina dazu eingeladen – eine Akademie, mit der schon personell eine Reihe von Schnittstellen bestehen: Dem Präsidium der ÖAW gehören mit Vizepräsidentin Ulrike Diebold und dem Präsidenten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse Wolfgang Baumjohann zwei Leopoldina-Mitglieder an. Seit 2016 ist Wolfgang Baumjohann außerdem auch Mitglied des Präsidiums der Leopoldina. Darüber hinaus sind die Gelehrtenesellschaften beider Akademien eng miteinander vernetzt: Mehr als 70 Mitglieder gehören beiden Akademien an.

Der intensive Austausch zwischen der ÖAW und der Leopoldina manifestiert sich zudem durch gemeinsame Aktivitäten und Forschungsprojekte: In den vergangenen Jahren wurde eine Vielzahl gemeinsamer Veranstaltungen und Initiativen or-



Christiane Wendehorst ist Juristin und Universitätsprofessorin am Institut für Zivilrecht sowie stellvertretende Vorsitzende am Institut für Innovation und Digitalisierung im Recht an der Universität Wien, Scientific Director des European Law Institute und Vizepräsidentin des Österreichischen Juristentags. Seit Juli 2022 ist sie Präsidentin der philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.



Abb. 2: Vertreter:innen von ÖAW und Leopoldina sowie Diskussionsteilnehmer:innen – v.l. n. r.: Martin Quack (Mitglied des Präsidiums der Leopoldina), Christiane Wendehorst (ÖAW-Klassenpräsidentin), Ulrike Diebold (ÖAW-Vizepräsidentin), Christoph M. Schmidt, Heinz Faßmann (ÖAW-Präsident), Ricarda Winkelmann, Gerald H. Haug (Präsident der Leopoldina), Alexander Bogner, Eva Stanzl, Matthias Karmasin, Wolfgang Baumjohann (ÖAW-Klassenpräsident und Mitglied des Präsidiums der Leopoldina), Michael Hallek

ganisiert – darunter etwa die Wissenschaftskonferenz im Rahmen des 3. Westbalkan-Gipfels und das gemeinsame internationale Projekt „Academies for Global Innovation and Digital Ethics“ (AGIDE), das sich mit Fragen zu digitaler Ethik in global-vergleichender Perspektive auseinandersetzt.

Bei der Wahl des Themas für den diesjährigen Joint Academy Day herrschte schnell Einigkeit: Das Thema „Wissenschaftskommunikation und wissenschaftliche Politikberatung“ ist hochaktuell – nicht nur für unsere beiden Wissenschaftsakademien, sondern darüber hinaus für beide Länder, Deutschland wie Österreich.

Die Leopoldina ist bekannt für ihr besonderes Profil in der Wissenschaftskommunikation. Unabhängig von wirtschaftlichen oder politischen Interessen, greift sie gesellschaftlich wichtige Themen auf, vermittelt der Politik und der Öffentlichkeit die wissenschaftlichen Standpunkte dazu und vertritt ihre Themen sowohl national als auch international. So nahm die Leopoldina auch in der Corona-Pandemie bereits früh eine klare Position ein und veröffentlichte 2020 und 2021 insgesamt zehn einschlägige Ad-hoc-Stellungnahmen.

Mit teils dramatischen Appellen wandten sich mehr als 90 Wissenschaftler:innen aus unterschiedlichen Fachrichtungen an Politik und Gesellschaft und mahnten eine konsequente Umsetzung und Einhaltung der Schutzmaßnahmen ein. Für ihren Kurs wurde die Nationale Akademie der Wissenschaften vielfach gelobt, aber auch kritisiert.

Exzellente Wissenschaft nicht nur zu fördern, sondern deren Erkenntnisse gleich nach außen zu vermitteln, ist auch ein zentrales Anliegen der ÖAW. Davon zeugt eine Vielzahl von Formaten, die gerade in den letzten Jahren stark erweitert wurden: Mit der „Preisfrage“ lädt die ÖAW ein, in Form eines Essays Fragen von besonderer gesellschaftlicher Relevanz zu reflektieren; in den *Akademics* werden wissenschaftliche Erkenntnisse von Comiczeichner:innen für Kinder und Jugendliche aufbereitet; über das Projekt „Akademie im Klassenzimmer“ kommen Forscher:innen an Schulen; in den „Science Updates“ stehen sie aktuellen Fragen von Journalist:innen Rede und Antwort; die Initiative „Science Care“ bietet Hilfestellungen für angefeindete Wissenschaftler:innen. Mit dem Wissenschaftsbarometer wurde zuletzt ein Monitoring etabliert, das regelmäßig

das Vertrauen in Wissenschaft und Forschung erhebt. Die Ergebnisse dieser Studie sollen als Grundlage für Konzepte dienen, der vorherrschenden Wissenschaftsskepsis entgegenzuwirken.

Die hohe Relevanz des Themenschwerpunkts „Wissenschaftskommunikation und wissenschaftliche Politikberatung“ sowie das Bedürfnis, darüber zu debattieren, wurde einmal mehr durch die große Beteiligung am Joint Academy Day belegt. Wir freuen uns, mit dieser Broschüre den Kreis der Rezipient:innen noch weiter öffnen und die anregenden Reflexionen des Akademietages einem noch breiteren Publikum zugänglich machen zu können.

SCHNELLER, HÖHER, WEITER? WISSENSCHAFTS- KOMMUNIKATION IN ZEITEN DER MULTIPLEN KRISE

GERALD H. HAUG

EINLEITUNG

Wissenschaftsakademien sind Organisationen zur Förderung der Wissenschaftskommunikation. Seit dem 16. Jahrhundert entstanden in Europa Wissenschaftsakademien, um den Austausch unter ihren Mitgliedern über deren Forschungstätigkeit in immer größeren Netzwerken zu koordinieren und zu beschleunigen. Ergänzt wurde die Kommunikation unter Wissenschaftlern und noch wenigen Wissenschaftlerinnen um den Transfer wissenschaftlicher Informationen in andere Bereiche der Gesellschaft. So ist die National Academy of Sciences während des Amerika-

nischen Bürgerkriegs ausdrücklich mit dem Zweck gegründet worden, die politischen Entscheidungsgremien in Washington, D. C. zu beraten. Mittlerweile verstehen sich Wissenschaftsakademien, die oft eigene Forschungseinrichtungen unterhalten, auch als Dialogpartner einer Öffentlichkeit, die einerseits an den Ergebnissen der Wissenschaft und ihrer Anwendung interessiert ist, andererseits Befürchtungen hegt, dass bestimmte Erkenntnisse und Technologien negative Folgen für die Gesellschaft nach sich ziehen könnten.

Die Österreichische Akademie der Wissenschaften und die Nationale Akademie der Wissenschaften Leo-

poldina haben zu ihrem gemeinsamen Joint Academy Day eingeladen, um über Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation zu sprechen, denen sie sich aktuell stellen müssen. Bei der Charakterisierung unserer Gegenwart fällt häufig der Begriff der multiplen Krise. Wir assoziieren mit diesem Begriff die Coronavirus-Pandemie samt ihren sozialen und wirtschaftlichen Auswirkungen, den russischen Angriffskrieg auf die Ukraine und die Anspannung der geopolitischen Lage, die daraus entstandene Gefährdung einer stabilen und bezahlbaren Energieversorgung sowie – all dies bedrohlich begleitend – den Klimawandel und die sich ver-



Abb. 3: Gerald H. Haug, Präsident der Leopoldina, bei der Keynote Lecture

schärfende Auseinandersetzung um angemessene Maßnahmen gegen ihn. Als Geologe verschaffe ich mir gerne eine erste Orientierung in einer solch unübersichtlichen Situation, indem ich die unterschiedlichen zeitlichen Horizonte betrachte, die für die Suche nach Lösungsstrategien eine Rolle spielen. Für die wichtigsten Fragen, mit denen sich die Wissenschaftsakademien beschäftigen, gilt: Sie betreffen globale Entwicklungen,

in denen kurz-, mittel- und langfristige Veränderungen wechselwirken. Ob die Leopoldina zur öffentlichen Debatte über dringende Entscheidungen wie in der Pandemie beiträgt, ob sie Entwicklungen wie die Digitalisierung analysiert, die über mehrere Jahrzehnte reichen, oder ob sie über anfangs kaum merkbare Transformationen aufklärt, die sich, wie der Klimawandel, über Jahrhunderte abspielen: Wir müssen ein

immer genaueres Sensorium dafür entwickeln, wie sich diese Zeithorizonte miteinander verflechten.

Es gibt einen anderen, ebenfalls weitverbreiteten Begriff, der mit der Einsicht verknüpft ist, dass die Auswirkungen menschlichen Handelns nur noch sinnvoll in der Verschränkung der Zeithorizonte zu verstehen sind: das Anthropozän. Diese Bezeichnung für die gegenwärtige geologische Epoche wurde von dem Atmosphärenchemiker, Nobelpreisträger und Leopoldina-Ehrenmitglied Paul J. Crutzen geprägt. Damit wollte er ausdrücken, dass die Menschheit zu einer sogar geologisch wirksamen planetarischen Umgestaltungskraft geworden ist. Die multiple Krise unserer Gegenwart macht diesen Gedanken für jede:n alltäglich erfahrbar. Die Wissenschaft, so auch Crutzens Hoffnung, kann die Dynamik des Anthropozäns aber nicht nur antreiben, sondern sie auch in gewissem Maße steuern helfen.

Die Frage nach den Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation in Zeiten der multiplen Krise möchte ich in drei Schritten behandeln. Zuerst werde ich auf das vorherrschende öffentliche Meinungsbild über Wissenschaft eingehen. Danach skizziere ich eine Erwartung

tungshaltung gegenüber der Wissenschaftskommunikation, die ich für realistisch halte. Abschließend komme ich auf Potenziale der Wissenschaftskommunikation zu sprechen, die mir vor dem Hintergrund dieser realistischen Erwartungshaltung besonders vielversprechend zu sein scheinen. Unter Wissenschaftskommunikation verstehe ich dabei im Folgenden nicht die Kommunikation unter Wissenschaftler:innen, sondern den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft einschließlich seiner speziellen Ausgestaltung in der wissenschaftsbasierten Politikberatung, mit der sich die „Wiener Thesen“ (ÖAW / Leopoldina 2023) befassen.

DIAGNOSE: WISSENSCHAFT IN DER ÖFFENTLICHEN MEINUNG

Ich möchte als Erstes zur Diagnose kommen: Welches öffentliche Bild gibt die Wissenschaft in Zeiten der multiplen Krise ab?

Die Coronavirus-Pandemie und ihre Eindämmung haben eindringlich gezeigt, von welcher existenziellen Bedeutung ein gut funktionierendes Wissenschaftssystem für eine Gesellschaft ist und wie wichtig es ist, durch breit aufgestellte Forschung

für künftige Krisen und Probleme gerüstet zu sein. Ich nenne hier beispielhaft die überaus schnelle Neuentwicklung von Impfstoffen. Nur mit einem sehr gut ausgebauten und krisenresistenten Wissenschaftssystem können hochentwickelte Industriegesellschaften wie Österreich und Deutschland eine multiple Krise nicht bloß verkraften, sondern auch die Anreize nutzen, die sie für Innovation setzt.

Die Wissenschaft nahm in der Coronavirus-Pandemie zudem die Funktion einer von Politik und Medien gesuchten Ratgeberin wahr. Darin zeigt sich, dass gerade in gesamtgesellschaftlichen Krisen wissenschaftsbasierte Analysen und Handlungsoptionen, deren Urheber von politischen und wirtschaftlichen Einzelinteressen unabhängig sind, einen zentralen Beitrag zu rational nachvollziehbaren und somit konsensfähigen staatlichen Entscheidungen leisten können.

In ihrer Funktion als Beraterin musste die Wissenschaft ihr Tempo gleichfalls deutlich erhöhen. So legte die Leopoldina während der Coronavirus-Pandemie eine Reihe von Ad-hoc-Stellungnahmen zur jeweils aktuellen Situation vor und erarbeitete weitere Stellungnahmen zu mittel- und langfristigen Aspekten der Pandemie. Wir

gehen davon aus, dass in Zeiten der multiplen Krise dauerhaft großer Bedarf an raschen Beratungsprozessen herrscht und eine kontinuierlich bestehende Beratungsinfrastruktur für die kurzfristige Erarbeitung von Analysen und Handlungsoptionen notwendig ist. Um schneller als bisher auf gesellschaftliche Herausforderungen reagieren zu können, hat die Leopoldina daher sogenannte Fokusgruppen eingerichtet. Diese beobachten ständig die Entwicklung in ihren jeweiligen Themengebieten – etwa „Klima und Energie“ –, um aktuelle Beratungsbedarfe zu identifizieren und gegebenenfalls auch unter Einbeziehung weiterer Expert:innen kurzfristig Positionspapiere zu verfassen. Diese Beschleunigung der Wissenschaft in Forschung und Beratung stieß während der Pandemie auf eine sich verhärtende antiwissenschaftliche Einstellung, wie sie zumindest in Bezug auf bestimmte Fachdisziplinen, Forschungsmethoden und darauf basierende Technologien schon vor der Pandemie verbreitet war. Ein Beispiel dafür ist die Gentechnik, die sowohl in Deutschland als auch in Österreich auf breite öffentliche Ablehnung stößt, wobei meinungsprägende Akteur:innen in der Politik diese Haltung eher gefördert

als bekämpft haben. Herr Faßmann hat in dieser Hinsicht vollkommen zu Recht eine „von oben verordnete Wissenschaftskepsis“ beklagt.

Mein Vorgänger im Amt des Leopoldina-Präsidenten, der Mikrobiologe Jörg Hacker, schrieb 2017 in einem Artikel zur Wissenschaftskommunikation:

„Welche Erfolgsaussichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben, wenn sie über das potentielle Risiko und den möglichen Nutzen ihrer Erkenntnisse für eine breite Öffentlichkeit berichten, hängt ganz wesentlich von ihren Gesprächspartnern ab: Betrachten sie wissenschaftliche Aussagen als empirisch bewährte Informationen, die sie bei der Suche nach Lösungen für ihre Probleme voranbringen können? Die Entwicklungen in den vergangenen Monaten machen klar, dass eine positive Antwort auf diese Frage nichts weniger als selbstverständlich ist. Ein um sich greifender Generalverdacht gegen Expertise, die Relativierung unliebsamer Tatsachenfeststellungen als bloße Meinungsäußerungen und die gezielte Polarisierung der politischen Debatte – das sind Tendenzen, die der sachhaltigen Kommunikation über Wissenschaft entgegenwirken.“ (Hacker 2017: 37f.)

Zugleich warnte Jörg Hacker damals schon davor, diese Situation seitens der Wissenschaft als Indiz für den Beginn des sogenannten postfaktischen Zeitalters zu betrachten. Die Rede vom postfaktischen Zeitalter, so Hacker, beruhe nicht nur auf einem geschönten Bild öffentlicher Debatten im 20. Jahrhundert. Wer vom postfaktischen Zeitalter rede, habe es darüber hinaus resigniert hingenommen, dass die Wissenschaft auf verlorenem Posten stehe, und spiele wider Willen denen in die Hände, die wissenschaftliches Wissen als wesentliche Informationsquelle für Öffentlichkeit und Politik delegitimieren wollen.

Ich schließe mich der Ansicht Hackers an. Die Meinungsumfragen, die seit 2014 in Deutschland durch Wissenschaft im Dialog regelmäßig und letztes Jahr erstmals in Österreich durch die ÖAW durchgeführt wurden, zeichnen nämlich ein differenzierteres Bild, als es die Rede vom postfaktischen Zeitalter suggeriert. Ich möchte kurz einige Ergebnisse des jüngsten deutschen Wissenschaftsbarometers vorstellen.

Die deutschen Wissenschaftsbarometer belegen ein kontinuierlich hohes Vertrauen in die Wissenschaft (vgl. Wissenschaft im Dialog 2022, 2021,

2020). Im Jahr 2020 äußerten 60% der Befragten, dass sie Wissenschaft und Forschung „eher“ oder „voll und ganz“ vertrauen, 2021 waren dies 61% und 2022 noch einmal 1% mehr, also 62%. Dies sind Umfragewerte, die um die 10% über diejenigen in den vorpandemischen Jahren liegen. Begründet wird dieses Vertrauen mit der Expertise von Wissenschaftler:innen (67% der Befragten), mit dem regelgeleiteten und an Standards orientierten wissenschaftlichen Arbeiten (60%) und mit der Orientierung der Forscher:innen am öffentlichen Interesse (49%). Dementsprechend meinten 50% der Befragten, dass im Falle einer notwendigen Verminderung der Staatsausgaben die Ausgaben für Forschung nicht gekürzt werden sollten, und für 44% sollte eine solche Kürzung nur im gleichen Verhältnis wie in anderen Bereichen erfolgen. Letztlich waren nur 5% der Meinung, dass die Forschung zu den ersten Einsparkandidaten zählen sollte.

69% der Befragten sprachen sich dafür aus, dass politische Entscheidungen auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhen sollten. Und noch einmal 10% mehr, also 79% der Befragten, stimmten der Aussage „eher“ oder „voll und ganz“ zu, dass

sich Wissenschaftler:innen öffentlich äußern sollten, wenn politische Entscheidungen Forschungsergebnisse nicht berücksichtigen. Doch wenn 50% der Befragten es nicht als Aufgabe der Wissenschaft sahen, sich in die Politik einzumischen, dann ist diese Information für mich nicht wirklich hilfreich. Denn was heißt „einmischen“? Hier stoßen wir an eine analytische Grenze solcher repräsentativen Umfragen, und wir müssen trotz der verbliebenen Unklarheit mit eigenen strategischen Überlegungen über die Ziele und Methoden der Wissenschaftskommunikation beginnen.

ERWARTUNGEN: WAS WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION REALISTISCH LEISTEN KANN

Vor dem Hintergrund des gerade grob nachgezeichneten Bildes der Wissenschaft in der öffentlichen Meinung möchte ich nun die Erwartung beschreiben, die Wissenschaftler:innen realistisch an die Wissenschaftskommunikation richten sollten.

Mein Eindruck ist, dass die meisten Repräsentant:innen des Wissenschaftssystems wie auch zahlreiche Wissenschaftspolitiker:innen außer-

ordentlich viel von der Wissenschaftskommunikation erwarten. Denn wenn die Bedeutung der Wissenschaft für die Gesellschaft so hoch ist, wie wir es zu Recht unterstreichen, müsste sich das öffentliche Interesse doch in einem hohen Maße auf sie richten. Jedes Desinteresse an Wissenschaft erscheint dann als durch mehr und bessere Wissenschaftskommunikation zu behebendes Defizit, und zwar als ein möglichst schnell zu behebendes Defizit, weil gerade in Zeiten der multiplen Krise ein Desinteresse an Wissenschaft als Frühstadium von Wissenschaftsskepsis gedeutet wird.

Wissenschaftskommunikation wird so zu einer auf Dauer gestellten Krisenkommunikation. Wir werden von ihr unentwegt fordern, dem Motto der modernen Olympischen Spiele zu folgen: „*citius, altius, fortius*“, was im Deutschen meist als „schneller, höher, weiter“ übersetzt wird. Das könnte beispielsweise heißen: Unsere Pressestellen sollten über Forschungsergebnisse schon berichten, bevor das Peer Review für ihre Veröffentlichung abgeschlossen ist. Ein aussagekräftiges Maß für die Reputation von Wissenschaftler:innen sollte die Anzahl ihrer Follower in den sozialen Medien sein. Forscher:innen

sollten insgeheim ermuntert werden, ihre Resultate möglichst offensiv zu interpretieren, damit sie auch in landesweit ausgestrahlten Nachrichtensendungen Beachtung finden.

Wir sind gut beraten, präziser zu fassen, was wir eigentlich meinen, wenn wir erwarten, dass die gesellschaftliche Relevanz der Wissenschaft und das öffentliche Interesse an ihr korrelieren sollten. Hier möchte ich mich einem hellsichtigen Analytiker der modernen Gesellschaft anschließen, auf den Herr Faßmann in seinen Begrüßungsworten Bezug genommen hat. Es handelt sich um Max Weber und seinen 1917 gehaltenen Vortrag „Wissenschaft als Beruf“. Er beschreibt darin den Prozess der Rationalisierung, den unsere Industriegesellschaften vor allem infolge des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts durchlaufen haben. Und er unterstreicht nachdrücklich:

„Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung bedeutet [...] *nicht* eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht. Sondern sie bedeutet etwas anderes: das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man *nur wollte*, es jederzeit erfahren *könnte*, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen un-

berechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch *Berechnen beherrschen* könne. Das aber bedeutet: die Entzauberung der Welt.“ (Weber 1994: 9)

Für Max Weber entspricht also der hohen gesellschaftlichen Relevanz der Wissenschaft keineswegs ein entsprechend hohes dauerhaftes Interesse der Öffentlichkeit an Wissenschaft im Sinne von wissenschaftlichen Kenntnissen. Diese Einschätzung ist meiner Ansicht nach heutzutage noch zutreffender als zu Webers Zeiten. Denn die Wissenschaftssysteme unserer Gesellschaften haben seit dem Zweiten Weltkrieg einen enormen Wachstumsprozess durchlaufen, der zahlreiche qualitative Folgen nach sich zieht. Dieses Wachstum ist mit einer Ausdifferenzierung der Wissenschaft verbunden, welche u. a. zu einer stärkeren thematischen Spezialisierung und zu einer größeren Vielfalt von Institutionen führt. Eine steigende Anzahl von Subdisziplinen und Wissenschaftseinrichtungen verstärkt aber die Kommunikationsschwierigkeiten im Inneren des Wissenschaftssystems wie nach außen in die Gesellschaft hinein.

Mit Weber formuliert: Angesichts der rasant fortschreitenden Entzauberung

berung der Welt wächst die Schere zwischen dem, was wir als einzelne Bürger:innen aufgrund des aktuellen Forschungsstands an wissenschaftlichen Kenntnissen über unsere Lebensbedingungen haben können, und dem, was jeder und jede Einzelne von uns tatsächlich an wissenschaftlichen Kenntnissen hat. Umso wichtiger wird, um nochmals Weber zu zitieren, „das Wissen davon oder de[r] Glauben daran: daß man, wenn man *nur wollte*, es jederzeit erfahren *könnte*“ (ebd.: 9). Auf dieses Wissen und dieses Vertrauen kommt es meiner Ansicht nach auch dann an, wenn wir realistisch darüber sprechen wollen, was Wissenschaftskommunikation leisten soll.

POTENZIALE: DER ZEHN-PUNKTE-PLAN DER ALLIANZ DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFTS-ORGANISATIONEN

Zum Abschluss möchte ich auf einige aus meiner Sicht wichtige Ideen zur Weiterentwicklung einer realistischen Wissenschaftskommunikation hinweisen, die schon vor der Pandemie zur Diskussion gestellt wurden, aber vermutlich erst postpandemisch umfassend aufgegriffen werden kön-

nen. Hierbei beziehe ich mich auf den Zehn-Punkte-Plan zur Wissenschaftskommunikation, den die Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen im Mai 2020 veröffentlicht hat (vgl. Allianz 2020). Zu dieser Allianz gehören neben der Hochschulrektorenkonferenz und den vier großen außeruniversitären Forschungseinrichtungen – also der Max-Planck-Gesellschaft, der Helmholtz-Gemeinschaft, der Leibniz-Gemeinschaft und der Fraunhofer-Gesellschaft – auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, der Wissenschaftsrat, die Alexander-von-Humboldt-Stiftung, der DAAD und die Leopoldina. Gemeinsam nehmen die Mitglieder der Allianz zu Fragen der Wissenschaftspolitik, der Forschungsförderung und der strukturellen Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems Stellung – in diesem Jahr unter Federführung der Leopoldina.

Alle Punkte des Zehn-Punkte-Plans, der eine Vereinbarung zur Entwicklung der Kommunikation der Allianz und ihrer Mitglieder darstellt, kann ich nicht erörtern, aber zumindest vier, die mir besonders wichtig erscheinen, seien kurz vorgestellt.

Die Arbeitsteilung zwischen den großen Organisationen im Wissenschaftssystem sollte sich in ihrer

Wissenschaftskommunikation widerspiegeln, damit sie personelle und finanzielle Ressourcen dort einsetzen, wo ihre wissenschaftliche Kompetenz am stärksten ist. Wissenschaftsakademien sind meiner Ansicht nach für die umfassend und langfristig angelegte Kommunikation über generelle Fragen der Wissenschaft prädestiniert. Daher halte ich aus Leopoldina-Perspektive den zweiten Punkt aus dem Allianz-Plan für sehr wichtig. Er lautet:

„Die Mitglieder der Allianz machen noch stärker deutlich, wie sich der wissenschaftliche Erkenntnisprozess vollzieht, welche Rolle die Wissenschaftsfreiheit spielt, was Vorläufigkeit und Vielstimmigkeit in der Wissenschaft besagen und welche Menschen hinter Wissenschaft und Forschung stehen. Damit werben sie für mehr Verständnis für die Prozesse, Bedingungen, Notwendigkeiten und Grenzen von Wissenschaft.“ (ebd.: 3f.)

Diese Themen sollten nicht nur den Gegenstand von wissenschaftstheoretischen Seminaren an philosophischen Fakultäten bilden. Denn sie umfassen das, was wir den „kognitiven Kern des Vertrauens in die Wissenschaft“ nennen könnten. In der Aus- und Weiterbildung dieses

Kerns sollte ein langfristiges Ziel der Wissenschaftskommunikation unserer Wissenschaftsakademien liegen. Der nächste Punkt, den ich aus dem Allianz-Plan hervorheben möchte, betrifft kein Themengebiet der Wissenschaftskommunikation, sondern die Perspektive, von der aus kommuniziert wird. Unter Punkt 3 heißt es: „Die Mitglieder der Allianz werden, auch angesichts eines enormen Wettbewerbs um Aufmerksamkeit, die Empfängerperspektive stärker berücksichtigen und mit ihrer Kommunikation an die jeweiligen Lebenswelten anknüpfen. Sie werden Formate und Instrumente entsprechend weiterentwickeln und umsetzen.“ (ebd.: 4)

Bei der Weiterentwicklung der Wissenschaftskommunikation darf es also nicht um ein bloßes Mehr an Kommunikation für ein unbestimmtes Publikum gehen, sondern wir müssen uns um die differenziertere Ansprache unterschiedlicher Zielgruppen bemühen. Bei inflationsbereinigt gleichbleibenden, wenn nicht sogar abnehmenden finanziellen Ressourcen heißt dies, dass jede Wissenschaftsorganisation in Abhängigkeit von ihrer Mission gewichten muss, welche Empfänger:innen sie vorrangig mit ihren Kommunika-

tionsaktivitäten ansprechen will. Dies ist übrigens auch in der wissenschaftsbasierten Beratung eine unabdingbare Voraussetzung für die Wirksamkeit beispielsweise einer Stellungnahme.

Die differenzierte Ansprache unterschiedlicher Zielgruppen muss nicht gleichbedeutend sein mit der Vernachlässigung von Wissenschaftskommunikation, die auf größere Reichweite zielt. Auch die sogenannte breite Öffentlichkeit ist gewissermaßen eine spezielle Zielgruppe, die mit spezifischen Formaten über bestimmte Medien angesprochen werden muss. Hierzu heißt es in Punkt 4 des Allianz-Plans:

„Die Mitglieder der Allianz werden auf eine stärkere Präsenz von Wissenschaft in audiovisuellen Medien und fiktionalen Formaten setzen, um ein größeres Publikum zu erreichen.“ (ebd.: 4)

Im aktuellen Wissenschaftsbarometer der ÖAW haben 49% der Befragten der Aussage zugestimmt, dass sie „sehr häufig“ oder „häufig“ Filme und Serien anschauen, in denen es auch um Wissenschaft und Forschung geht (vgl. ÖAW 2022: 12). Ich vermute, dass sich hier die Nerds mit denen mischen, die eher selten Science Slams besuchen oder

Wissenschaftsblogs lesen. Und ich vermute auch, dass die Lektüre von Science-Fiction auf das Wissenschaftsverständnis vieler Schüler:innen weiterhin einen starken Einfluss ausüben wird, auch wenn dies durch repräsentative Umfragen nur schwer belegt werden kann.

Um audiovisuelle Medien und fiktionale Formate für die Wissenschaftskommunikation erfolgreich zu nutzen, bedarf es Wissenschaftler:innen, die den experimentellen Geist der Forschung auf ihr Engagement in der Wissenschaftskommunikation anwenden. Wissenschaftsakademien können hier Brücken bauen. So nimmt die Royal Society Filmschaffende wie David Attenborough und Schriftsteller:innen wie Bill Bryson als Honorary Fellows auf. Die Leopoldina kooperiert mit dem Silber Salz-Festival für Wissenschaft und Medien, und ich bin sicher, dass auch die ÖAW ähnliche Aktivitäten unterstützt. Für neue Ideen sollten wir im Bereich zwischen Wissenschaft, Film und Literatur besonders offen sein.

Ich habe meinen Beitrag mit der These begonnen, dass Wissenschaftsakademien Organisationen zur Förderung der Wissenschaftskommunikation sind, und am Ende bin ich bei

Science-Fiction gelandet. Ich hoffe, dass meine Ausführungen über die Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation im Zeitalter der multiplen Krise dennoch nicht nach purer Fiktion oder bloßer Zukunftsmusik klingen.

Aber selbst wenn dies der Fall sein sollte, wird dieser Joint Academy Day dazu beitragen, dass der zehnte Punkt des von mir zitierten Allianz-Plans keine Zukunftsmusik bleibt. Er lautet:

„Die Mitglieder der Allianz intensivieren den nationalen und internationalen Austausch zu Forschung und Best Practice in der Wissenschaftskommunikation. Darüber hinaus beziehen sie internationale Entwicklungen und Perspektiven in ihre Kommunikation ein.“ (Allianz 2020: 4)

Unser österreichisch-deutsches Gespräch über Wissenschaftskommunikation könnte ein Kristallisationskeim dieses internationalen Austauschs werden.

LITERATUR

- Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen (2020): 10-Punkte-Plan zur Wissenschaftskommunikation [https://www.leopoldina.org/fileadmin/redaktion/Presse/10_Punkte_Plan.Allianz.Wissenschaftskommunikation.pdf, abgerufen am 9.3.2023].
- Hacker, Jörg / Artmann, Stefan (2017): Werte der Wissenschaft – Nichts ist selbstverständlich. In: Akademie Aktuell, Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, H. 61, 33–39.
- Österreichische Akademie der Wissenschaften (2022): Wissenschaftsbarometer Österreich 2022 [https://www.oeaw.ac.at/fileadmin/NEWS/2022/PDF/Wissenschaftsbarometer_Oesterreich_c_OeAW.pdf, abgerufen am 9.3.2023].
- Österreichische Akademie der Wissenschaften / Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina (2023): Wiener Thesen zur wissenschaftsbasierten Beratung von Politik und Gesellschaft [https://www.leopoldina.org/fileadmin/redaktion/Publikationen/Nationale_Empfehlungen/2023_Wiener-Thesen.pdf, abgerufen am 17.5.2023]. Im vorliegenden Band enthalten, Seiten 9–12.
- Weber, Max (1994): Wissenschaft als Beruf. In: Wolfgang J. Mommsen / Wolfgang Schluchter (Hrsg.): Wissenschaft als Beruf / Politik als Beruf. Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe. Bd. I/17. Tübingen, 1–23.
- Wissenschaft im Dialog (2020): Wissenschaftsbarometer 2020 [https://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Wissenschaftsbarometer/Dokumente_20/WiD-Wissenschaftsbarometer_2020_Broschuere_final.pdf, abgerufen am 9.3.2023].
- Wissenschaft im Dialog (2021): Wissenschaftsbarometer 2021 [https://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Wissenschaftsbarometer/Dokumente_21/WiD-Wissenschaftsbarometer2021_Broschuere_web.pdf, abgerufen am 9.3.2023].
- Wissenschaft im Dialog (2022): Wissenschaftsbarometer 2022 [https://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Wissenschaftsbarometer/Dokumente_22/WiD-Wissenschaftsbarometer2022_Broschuere_web.pdf, abgerufen am 9.3.2023].

GERALD H. HAUG

Derzeitige Positionen

- Präsident der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften, Halle (Saale)
- Ordentlicher Professor für Klimageochemie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich
- Direktor der Abteilung Klimageochemie am Max-Planck-Institut für Chemie in Mainz; Wissenschaftliches Mitglied der Max-Planck-Gesellschaft

Arbeitsschwerpunkte

- Paläoklimatologie, Meeresgeologie, Paläo-Ozeanographie

Werdegang

- | | |
|-----------|---|
| seit 2020 | Präsident der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften, Halle (Saale) |
| seit 2015 | Ordentlicher Professor für Klimageochemie an der ETH Zürich |
| seit 2015 | Direktor der Abteilung Klimageochemie, Max-Planck-Institut für Chemie in Mainz; Wissenschaftliches Mitglied der Max-Planck-Gesellschaft |
| 2007–2015 | Ordentlicher Professor für Klimageologie an der ETH Zürich |
| 2003–2007 | Leiter der Sektion „Klimadynamik und Sedimente“ am Geoforschungszentrum, Potsdam; Professor (C4) an der Universität Potsdam |

Ausbildung

- | | |
|-----------|---|
| 2002 | Habilitation in Geowissenschaften an der ETH Zürich |
| 1995 | Promotion am Geologischen Institut der Christian-Albrechts-Universität Kiel |
| 1992 | Diplom in Geologie an der Universität Karlsruhe |
| 1987–1992 | Studium der Geologie an der Universität Karlsruhe |

Weitere Informationen zum Autor:

www.leopoldina.org/ueber-uns/ueber-die-leopoldina/praesidium-und-gremien/praesidium/praesident/

PODIUMSDISKUSSION

FAKT UND FASZINATION. NEUE HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION

Moderation:

Wolfgang Baumjohann

Podium:

Alexander Bogner

Michael Hallek

Matthias Karmasin

Christoph M. Schmidt

Eva Stanzl

Ricarda Winkelmann



Abb. 4: Das Podium – v.l.n.r.: Alexander Bogner, Matthias Karmasin, Eva Stanzl, Wolfgang Baumjohann, Ricarda Winkelmann, Christoph M. Schmidt, Michael Hallek

WOLFGANG BAUMJOHANN

Die Veranstaltung hat bisher deutlich gemacht, dass das Interesse an Wissenschaftskommunikation an beiden Akademien sehr groß ist und sie diese als wichtige Aufgabe erachten. Wir sind heute hier, um zu diskutieren, was man noch besser machen kann, wie man voneinander lernen kann. Dabei geht es weniger um die Kommunikation mit Politiker:innen als darum, wie die allgemeine Öffentlichkeit erreicht werden kann. Die zentralen Fragen der Podiumsdiskussion werden daher lauten: Wie soll die Kommunikation mit der Öffentlichkeit aussehen? Welche Gruppen müssen wir wie ansprechen? Welche Fallen müssen wir vermeiden? Wie können wir bewirken, dass, wie Kollegin Christiane Wendehorst es ausdrückt, Hausverstand und wissenschaftlicher Verstand kongruent werden, dass also auf den Hausverstand gehört wird, aber gleichzeitig die Wissenschaft als Basis bestehen bleibt?

Ich freue mich, für diesen Austausch drei Kolleg:innen der Leopoldina und drei Kolleg:innen der ÖAW auf dem Podium begrüßen zu dürfen. Ich darf die Teilnehmer:innen bitten, eingangs jeweils ihren Hintergrund

bzw. ihre Perspektive zum Thema vorzustellen und darzulegen, welchen Ratschlag sie vielleicht geben können und wo sie Schwierigkeiten in der Wissenschaftskommunikation sehen. Ich darf Herrn Hallek bitten, den Beginn zu machen!

MICHAEL HALLEK

Meine Kompetenz zum Thema Wissenschaftskommunikation kommt aus verschiedenen Bereichen: Ich war in der Pandemie verantwortlich für eine Klinik mit einer großen Intensivstation, die voller COVID-19-Patient:innen war. Aus diesem Grund habe ich verschiedene Gremien geleitet, Stellungnahmen für die Leopoldina mitverfasst und mich auch medial engagiert. Ich war zudem engagiert in der Organisation von Forschung zu COVID-19.

Ich möchte mein Statement mit einem Buch beginnen, das mir ein guter Freund geschenkt hat, als wir uns darüber unterhielten, warum jemand wie Donald Trump in einer aufgeklärten Gesellschaft überhaupt gewählt werden kann: *In Defense of Elitism*, von Joel Stein. Stein ist ein US-amerikanischer Journalist aus der Kulturelite des Landes und Kom-



Wolfgang Baumjohann ist emeritierter Direktor des Instituts für Weltraumforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Honorarprofessor für Experimentelle Weltraumforschung an der TU Graz und Mitglied des Präsidiums der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina. Seit Juli 2022 ist er Präsident der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der ÖAW.



Michael Hallek ist Direktor der Klinik I für Innere Medizin der Universitätsklinik Köln, Direktor des Centrums für Integrierte Onkologie Köln sowie Sprecher des Nationalen Centrums für Tumorerkrankungen West. Er ist Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats der Bundesärztekammer sowie seit 2023 Mitglied und Vorsitzender des Sachverständigenrates zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen und in der Pflege. Seit 2011 ist er Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina.

mentator für das *Time Magazine*. In seinem Buch beschreibt er, wie er in ein Dorf in Texas fährt, wo über 90% Trump gewählt haben, um zu verstehen, wie es dazu kommen konnte. Als er zurückkommt, hat er dort viele gute Freund:innen gewonnen. Er stellt fest, dass ein *disconnect* besteht zwischen dem durchschnittlichen Mr. Miller irgendwo auf dem Land und den Eliten. Die Eliten sind dabei nicht etwa die Politiker:innen, sondern wir: Zumindest in diesem Buch ist damit die kulturelle, wissenschaftliche Elite des Landes gemeint, die Ratschläge gibt, die die Regierung berät und so weiter. Das ist das, worüber wir hier heute reden. Diese Entfremdung wird Joel Stein während seiner Recherchen in dem texanischen Dorf klar. Ich glaube deswegen, dass wir uns bemühen müssen, als Wissenschaftler:innen so zu kommunizieren, dass man uns versteht. Das kann auch bedeuten, mehr zu kommunizieren.

In den hervorragenden einführenden Beiträgen ist auch die Möglichkeit dargestellt worden, dass wir zunächst beratend agieren und die Politik kommunizieren muss. Ich würde sagen, nein, auch wir müssen in die Kommunikation gehen. Das ist der eine Punkt, den ich aus dem Buch ableite:

Wir müssen die Inhalte allerdings so erklären – und möglicherweise auch wiederholt erklären –, dass man uns versteht und für glaubwürdig hält. Das sind eigentlich Banalitäten, aber sie sind in der Corona-Pandemie leider häufig misslungen.

Und der Punkt, der sich weiterhin daraus ableitet: Weil diese Kommunikation so wichtig ist, sollten wir nicht selbst zur *false balance* beitragen. Damit meine ich erstens, dass man bevorzugt dann spricht, wenn man wirklich etwas von den Dingen versteht, über die man redet. Dazu gab es genügend Gegenbeispiele. Zweitens müssen wir auch Wege finden, dass Offenkundiges nicht permanent infrage gestellt wird. Wir können nicht jedes Mal neu diskutieren, ob die Erde eine Scheibe ist. Irgendwann muss auch einmal jemand von uns sagen: „Sie ist eine Kugel, und das muss man jetzt nicht mehr diskutieren“, um dem Journalismus aus dem Dilemma zu helfen, regelmäßig jeden erdenklichen Unsinn in jeder Talkshow noch einmal kontrovers zu diskutieren, anstatt sich beispielsweise auf Lösungen zu konzentrieren. Kurz, wir sollten False-Balance-Szenarien enttarnen, um für Menschen in der Kommunikation verständlicher zu werden.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Das bedeutet, dass man gerade in laufenden Prozessen, in denen man zu keinem Zeitpunkt der Weisheit letzten Schluss hat, das auch als Wissenschaftler:in zugeben muss. Die Corona-Pandemie ist ein sehr gutes Beispiel dafür. Da wusste man im übertragenen Sinne zu keinem Zeitpunkt, ob die Erde eine Scheibe oder eine Kugel ist.

MICHAEL HALLEK

Das stimmt, solche Situationen gab es, und man sollte das dann offen sagen. Da stimme ich zu hundert Prozent zu. Aber es gab auch Phasen, in denen behauptet wurde, die Corona-Pandemie sei nie gefährlich gewesen. Und das ist einfach nicht richtig. Mein Engagement kam aus meiner persönlichen Anschauung Dutzender Sterbender auf der Intensivstation, die keine Vorerkrankungen hatten, bevor sie an COVID erkrankten. Wenn man deren oft tödliches Schicksal persönlich erlebt, dann sieht man Tatsachen. Deshalb muss man betonen, dass wir damals eine medizinische Notsituation hatten, mit der wir uns wissenschaftlich

und medizinisch beschäftigen und in der wir handeln mussten, um Schlimmeres zu vermeiden. Das muss leider wieder gesagt werden, denn die Umdeutung der Bewältigungsgeschichte durch Personen, die damals fälschlicherweise geglaubt haben, das Virus sei ungefährlich, läuft gerade wieder an.

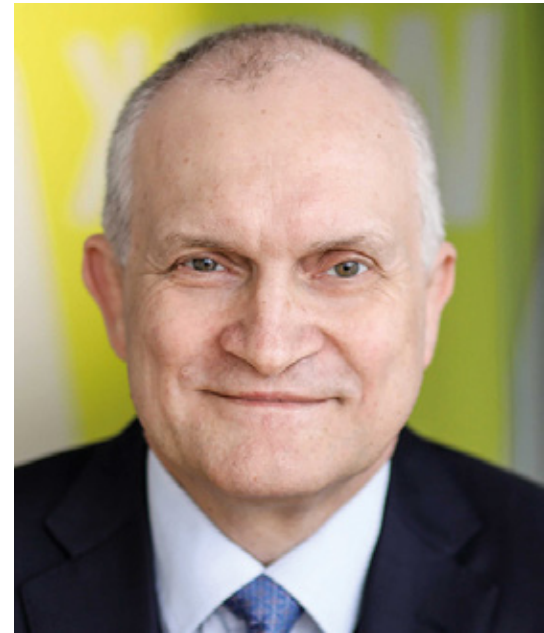
WOLFGANG BAUMJOHANN

Zum damaligen Zeitpunkt waren gewisse Dinge nicht bekannt. Man musste als Wissenschaftler:in sozusagen mit dem wissenschaftlichen Hausverstand spekulieren. Und das muss man auch klarmachen. Man muss sagen: Das ist unser jetziger Wissensstand.

Ich darf als Nächstes Herrn Schmidt um sein Statement bitten.

CHRISTOPH M. SCHMIDT

Als Ökonom, genauer gesagt als angewandter Ökonometriker, wende ich statistische Methoden auf ökonomische Fragestellungen an und beschäftige mich auf diese Weise mit verschiedenen Facetten der Lebenswirklichkeit. Seit etwas mehr als



Christoph M. Schmidt ist Präsident des Leibniz-Instituts für Wirtschaftsforschung in Essen (RWI) und Professor für Wirtschaftspolitik und Angewandte Ökonometrie an der Ruhr-Universität Bochum. Von 2009 bis 2020 war er Mitglied, von 2013 bis 2020 Vorsitzender des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung. Im Jahr 2020 wurde er Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina.

zwanzig Jahren wirke ich nun an der Schnittstelle von Forschung und wirtschaftspolitischer Beratung, insbesondere als wissenschaftlicher Leiter des RWI, eines führenden Zentrums für wissenschaftliche Forschung und evidenzbasierte Politikberatung in Deutschland, und als langjähriger Vorsitzender des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung. Auch in anderen Beratungsgremien bin ich an dieser Schnittstelle tätig. Unter anderem bin ich des Öfteren Teil einer Arbeitsgruppe der Leopoldina. Ich interessiere mich außerdem für ein breites Spektrum wirtschafts- und gesellschaftspolitisch relevanter Themen.

In der gedanklichen Vorbereitung auf diese Podiumsdiskussion habe ich mich gefragt, wie denn eigentlich der Stand der Dinge vor der Pandemie war. Die Pandemie hat aus meiner Sicht viele Aspekte bestätigt, die wir auch vorher an Kommunikationsprozessen und an unserem eigenen Tun beobachtet und bemängelt haben. Aber sie hat auch neue Facetten aufgezeigt. Bei der Vorbereitung habe ich ein Buch ausgegraben, das etwa fünf Jahre vor der Pandemie entstanden und aus meiner Sicht recht lesenswert ist. Darin führen die

Herausgeberin und der Herausgeber viele bekannte Personen aus der wirtschaftspolitischen Beratungsszene in Deutschland in einem fiktiven gemeinsamen Interview zusammen. Der Titel des Buches mutet zunächst einmal etwas merkwürdig an, er lautet: *Den Diebstahl des Wohlstands verhindern*.¹ Eine darin enthaltene Botschaft, die unzweifelhaft zutreffend ist, spricht die nach wie vor nur unvollständig gehobenen Potenziale der angewandten Ökonomik an: Unser methodisches Instrumentarium hat sich enorm weiterentwickelt, wir haben mittlerweile Zugang zu sehr reichhaltigem Datenmaterial – und wir haben ein viel besseres Verständnis für die Möglichkeiten und Grenzen der Kausalanalyse entwickelt. Würde die Politik häufiger auf diese Kompetenzen zurückgreifen, ließe sich insgesamt ein höheres Wohlstandsniveau erreichen. Das stimmt zwar. Aber insofern der Titel andeutet, man müsste lediglich den Fachleuten aus der Wissenschaft das Heft des Handelns in die Hand geben und schon würde die Welt ein besserer

¹ Kerstin Schneider / Joachim Weimann: *Den Diebstahl des Wohlstands verhindern. Ökonomische Politikberatung in Deutschland – ein Portrait*. Wiesbaden 2016.

Platz, ist durchaus Vorsicht geboten. Nun ist diese Lesart sicherlich eine Zuspitzung, die denjenigen, die zu diesem Projekt beigetragen haben, vermutlich ohnehin Unrecht tut. Aber mir ist wichtig, deutlich zu machen, wie falsch diese Einschätzung wäre. Denn so gut sind wir nach wie vor nun auch wieder nicht. Wir kommunizieren die Grenzen unserer Erkenntnis oft nicht hinreichend, nennen mögliche Fehlerquellen nicht hinlänglich klar und fragen uns häufig nicht deutlich genug, was wir in einer Situation mit begrenzter Datenlage überhaupt wissen können und was unklar bleiben muss.

Aber nicht nur könnte – und sollte – die Qualität unseres wissenschaftlichen Tuns noch besser werden, auch die Kommunikation unserer Erkenntnisse müsste sich verbessern. Dabei sind mir zwei Punkte sehr wichtig, die eng miteinander zu tun haben. Erstens würde eine Kommunikation, die dem Ideal einer evidenzbasierten Politikberatung entspräche, das Prinzip verfolgen: „So einfach wie möglich, aber so komplex wie nötig“. Evidenzbasierte Politikberatung folgt einer Optionenlogik und keiner „Moses kommt mit den Tafeln vom Berg“-Empfehlungslogik. Dies bedeutet: Die Welt ist zwar unsicher und

die Zukunft offen, aber wir tragen mit unserer Arbeit dazu bei, Fakten festzuhalten, Gedanken und Argumente zu ordnen und, wo dies möglich ist, die oft vielschichtigen Konsequenzen unterschiedlicher wirtschaftspolitischer Weichenstellungen auszuloten. Gewissheit darüber, was die richtige Weichenstellung ist, können wir aber nicht versprechen.

Warum ist eine solch idealtypische Kommunikation so schwer? Es ist schlichtweg kompliziert, sich einfach auszudrücken und trotzdem präzise zu sein. Das muss man erst einmal mühevoll lernen, aber nicht allen wird das letztendlich gelingen. Die Idealkombination, die Voraussetzung dafür wäre, findet man leider nur selten: Man muss einerseits tief in der Wissenschaft verwurzelt sein, mit all den Facetten, die man gemeinhin einem „Nerd“ zuschreibt. Und andererseits muss man gleichzeitig einen Hang zum Entertainment aufweisen. Dies ist eine Kombination, die man selten findet.

Noch schwerer wiegt allerdings, dass der Druck aus Politik und Öffentlichkeit enorm groß ist, dass wir uns möglichst einfach ausdrücken sollten. Jedoch lässt nicht jede Problemstellung diese Einfachheit zu. Und wir wissen alle, dass recht häu-

fig auch die Ministerien, die unsere öffentlich finanzierte Forschung fördern, zugespitzte Informationen haben möchten. Gerald Haug hat es vorhin wunderbar auf den Punkt gebracht: Wenn das Qualitätssignal darin besteht, wie viele Follower ich auf *Twitter* habe, dann haben wir ein großes Problem. Es zeigt sich auch, dass wir unzureichend ausgebildete Empfänger:innen in allen Sphären haben. Das verbessert sich zwar im Laufe der Zeit, aber statistischer Analphabetismus ist nach wie vor ein riesiges Problem.

Das ist allerdings nur der erste Punkt. Der zweite betrifft etwas, das in der Diskussion oft untergeht und mich seit zwanzig Jahren bewegt, weil ich in der Praxis immer wieder damit konfrontiert bin: Wissenschaftler:innen, insbesondere solche, die häufig öffentlich auftreten, sind natürlich auch nur Menschen mit eigenen wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Interessen. Und die Versuchung ist groß, dass man die Macht, die man als Gatekeeper des Wissens besitzt, unbewusst oder vielleicht sogar bewusst missbraucht.

Tatsächlich gibt es viele, die ein Geschäftsmodell darauf aufbauen, die „andere“ Stimme zu sein. Das bringt oft Aufmerksamkeit und die großen

Schlagzeilen in einer Boulevardzeitung. Wir müssen verstehen, dass es Menschen sind, die agieren, keine Halbgött:innen. Auch gegen Lob und Selbstüberschätzung sind wir nicht immun. Wenn man jahrelang erfolgreich war und viel gelobt wurde, überschätzt man sich später vielleicht auch. Auch Diven können irren.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Vielen Dank für dieses Statement. Ich darf als Nächstes Frau Winkelmann um ihren Standpunkt bitten.

RICARDA WINKELMANN

Ich bin Klimawissenschaftlerin am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung sowie der Universität Potsdam. Und gerade bei diesem Thema liegt mir die Wissenschaftskommunikation sehr am Herzen. Ich war an unterschiedlichen Formaten für Schulen und für die breite Öffentlichkeit beteiligt. Zudem war ich Mitglied der sogenannten FactoryWissskomm des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung.

Als Wissenschaftler:innen ist es vor allem unsere Aufgabe, zu forschen



Ricarda Winkelmann studierte Physik und Mathematik, 2012 promovierte sie im Fach Physik. Sie ist Professorin für Klimasystemanalyse am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung sowie an der Universität Potsdam. Seit 2023 ist sie Gründungsdirektorin am Max-Planck-Institut für Geoanthropologie in Jena. Von 2015 bis 2020 war Winkelmann Mitglied der Jungen Akademie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina.

und neue Erkenntnisse zu schaffen sowie einen Beitrag zu leisten zum Verständnis und zur Generierung von Handlungsoptionen. Gleichzeitig empfinde ich persönlich auch eine große Verantwortung, diese Erkenntnisse zu kommunizieren, gerade bei Themen wie dem Klimawandel, der ein globales und sehr komplexes Phänomen ist, das jede:n betrifft. Wenn wir an das letzte Jahr zurückdenken: Wir haben Extremwetterlagen erlebt – nicht nur hier, sondern rund um den Globus. Hierzulande gab es Temperaturrekorde und Dürren in nie dagewesenem Ausmaß, daneben fanden in Pakistan verheerende Überschwemmungen statt.

Wir sind alle betroffen. Und wir verstehen immer besser, wie solche Extremwetterereignisse mit dem Klimawandel zusammenhängen und warum sie immer häufiger und immer schwerwiegender auftreten. Wir wissen auch längst, dass wir handeln müssen. Und trotzdem ist es äußerst schwierig, dieses Wissen in Handeln umzusetzen. Ich glaube, genau an diesem Punkt spielt Kommunikation eine wichtige Rolle. Ich möchte daher drei Punkte nennen, die meines Erachtens in der Kommunikation ganz entscheidend sind: Der erste betrifft Open Science, also den offenen

Zugang zu Wissenschaft und wissenschaftlichen Erkenntnissen insbesondere zu multiplen Krisen, wie wir sie gerade durchleben. Gerade im Zusammenhang mit dem Klimawandel oder der Pandemie – also besonders bei globalen Krisen – muss das Wissen dazu jeder Person zugänglich sein. Mit „Wissen“ meine ich nicht nur wissenschaftliche Fachartikel, sondern auch die zugrundeliegenden Daten, die zugrundeliegenden Modelle, unsere Ansätze. Und ich meine damit auch persönliche Erfahrungen. Ich erlebe das selbst immer wieder. Neben meiner numerischen Modellierung war ich zum Beispiel auch selbst in der Feldforschung in der Antarktis unterwegs. Einfach zu berichten, was ich dort erlebt und beobachtet habe, schafft häufig einen Zugang zu den wissenschaftlichen Erkenntnissen, der unglaublich wichtig ist.

Der zweite Punkt betrifft das Vertrauen. Wir haben darüber bereits ausführlich gesprochen. Ich glaube, die Frage ist: Wie können wir Vertrauen in die Wissenschaft aufbauen und stärken und, wenn nötig, auch wiederherstellen? Was ist der Unterschied zwischen Fakt und Fake News? Wie können wir lehren, das von klein auf zu unterscheiden?

Ein Weg, das zu tun, ist es, unsere Methoden besser zugänglich zu machen. Wir haben zum Beispiel einen Tag veranstaltet, an dem wir einen Blick über die Schulter der Modellierer:innen ermöglicht haben. Das war eine Gelegenheit, bei der Menschen sehen konnten, was in einem Klimamodell passiert. Wir wollten damit erreichen, dass es keine Blackbox ist, sondern man versteht, was dahintersteckt. Gleichzeitig ist es im Zusammenhang mit dem Thema Vertrauen wichtig, dass wir die Grenzen unseres Wissens kommunizieren und einordnen.

Mein dritter Punkt betrifft ein Neudenken von Zeit. Bei Entscheidungsprozessen sind wir daran gewohnt, über Zeithorizonte von mehreren Jahren nachzudenken. Die Klimakrise beispielsweise fordert jedoch längerfristiges Denken. Wir wissen, dass gerade die junge und die kommenden Generationen diejenigen sind, die von der Klimakrise am stärksten betroffen sein werden. Selbst wenn wir es schaffen würden, die globale Erwärmung heute zu stoppen, würde etwa der Meeresspiegel noch über Jahrhunderte weiter ansteigen. Das bedeutet auch, dass die Entscheidungen, die wir in den nächsten Jahren treffen werden, also unser

gegenwärtiges kollektives Handeln, das Potenzial hat, das Gesicht unseres Planeten über Jahrhunderte oder vielleicht sogar Jahrtausende zu verändern. Daher denke ich, auch diese Erkenntnisse, diese längerfristigen Perspektiven müssen Teil unserer Entscheidungsgrundlagen sein. Zusammengefasst lauten meine Ankerpunkte also: Open Science, Vertrauen und Zeit neu denken.

MICHAEL HALLEK

Eine kurze Rückfrage dazu: Sie haben – zu Recht – betont, dass wir Methoden erklären müssen. Dieses Argument kam auch vorher schon. Nun könnte man einwenden, dass das nichts bringt, weil die Desinformation, also die „Gegeninformation“, so stark ist, dass ein noch stärkeres Erklären der Methoden wirkungslos wäre. Ist das für Sie in Verbindung mit der Klimakrise von Bedeutung? Welches Rezept oder welche Antwort haben Sie dafür?

RICARDA WINKELMANN

Ich glaube, wir sollten Methoden nicht nur erklären, sondern sie auch

direkt zugänglich machen. Um ein Beispiel aus meinem Forschungsbereich zu nennen: Unsere Codes, also das, was hinter den Modellen steckt, mit denen wir uns etwa die Veränderungen von Grönland und der Antarktis in den kommenden Jahrzehnten anschauen, sind zur Gänze für die Öffentlichkeit zugänglich. Ich glaube, das schafft Vertrauen, sodass Interessierte sich ansehen und lernen können, was dahintersteckt. Das ist es, was ich mit „Methoden zugänglich machen“ meine.

Ich glaube aber auch, wir müssen mehr Schnittstellen wie den Joint Academy Day schaffen. Es gibt verschiedenste Formate, mit denen man Wissenschaftler:innen, Entscheidungsträger:innen oder auch Schüler:innen ins Boot holen kann, sodass Kommunikation direkt stattfinden kann. Und das kann wiederum multipliziert werden.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Vielen Dank. Als Nächste würde ich Frau Stanzl bitten, uns zu erzählen, wie ihre Einschätzung aus Sicht einer Wissenschaftsjournalistin aussieht.



Eva Stanzl ist Wissenschaftsredakteurin der Wiener Zeitung und Vorstandsvorsitzende des Klubs der Bildungs- und Wissenschaftsjournalist:innen Österreichs, der dank prominenter Unterstützung die Berichterstattung über Wissenschaft als Kriterium für Medienförderung im Gesetz verankern konnte. Sie wurde im Rahmen des Staatspreises für Wissenschaftsjournalismus 2022 mit dem Anerkennungspreis und als Teil der Redaktion der Wiener Zeitung mit dem Kurt-Vorhofer-Preis 2023 ausgezeichnet.

EVA STANZL

Als Wissenschaftsjournalistin der Tageszeitung *Wiener Zeitung* repräsentiere ich in dieser Runde die journalistische Seite. Ich bin außerdem Vorsitzende des Klubs der Bildungs- und Wissenschaftsjournalist:innen Österreichs. Als Journalistin bin ich in einer Rolle, in der ich mich permanent um den Austausch mit Wissenschaftler:innen bemühe, sonst könnte ich nicht berichten. Um einen Einblick zu geben, wie Wissenschaftsjournalist:innen arbeiten, möchte ich drei Maximen illustrieren, die für guten, gewissenhaften Journalismus grundlegend, aber immer wieder schwer zu vereinen sind.

Die erste Maxime beschreibt ein Buch des US-Journalisten Reynolds Packard, der zu Lebzeiten Korrespondent der New Yorker Nachrichtenagentur United Press war. Sein im Jahr 1950 erschienenes Buch mit dem Titel *The Kansas City Milkman* ist ein Standardwerk für Journalist:innen – und das, obwohl es kein Fachbuch ist, sondern eine Erzählung, die im Paris der Nachkriegszeit spielt. Der Milchmann in Kansas City ist die Hauptfigur des Buches, obwohl er nie auftritt. Vielmehr quälen den Protagonisten Clay Brewster, Kor-

respondent der fiktiven amerikanischen Nachrichtenagentur Interpress in Paris, stets Zweifel daran, ob er es geschafft hat, seiner Agenturmaxime gerecht zu werden: alles so zu berichten, dass es auch der Kansas City Milkman versteht. Das ist jetzt nicht als Herabwürdigung der Molkereimitarbeiter:innen gemeint. Vielmehr steht der Milchmann sinnbildlich für alle Medienkonsument:innen ohne einschlägige Fachkenntnis.

Packards Korrespondent hatte eine durchaus lösbare Aufgabe. Immerhin war bei den Friedensverhandlungen der Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg das Streben der Sowjets nach Dominanz in Europa durchaus offenkundig.

Im Wissenschaftsjournalismus haben wir hingegen Themen von einem ganz anderen Kaliber: Wir müssen für Medienkonsument:innen ohne einschlägige Fachkenntnis Forschungsergebnisse beschreiben, die sich im Grenzbereich des Vorstellbaren bewegen. Nehmen wir aus aktuellem Anlass die Quantenphysik, das Fach, in dem der ehemalige Akademiepräsident Anton Zeilinger im Dezember mit dem Nobelpreis geehrt wurde. Wikipedia schwadroniert in 12.132 Zeichen über das Thema und hebt an wie folgt: „Die Quanten-

physik umfasst alle Phänomene und Effekte, die darauf beruhen, dass bestimmte Größen nicht jeden beliebigen Wert annehmen können, sondern nur feste, diskrete Werte (siehe Quantelung).“ Erklären Sie das einmal in 3.000 Zeichen in einer Tageszeitung mit Redaktionsschluss 15 Uhr, sodass es interessierte, aber fachkundige Personen verstehen!

Damit sind wir bei der zweiten Maxime, „kurz und bündig“, angelangt. Denn in den 3.000 Zeichen darf nichts Essenzielles fehlen. Fehlende Komponenten könnten den Bericht drastisch verfälschen. Der Wiener Komplexitätsforscher Peter Klimek hat das Problem in einem Interview mit mir für den Katalog des Festivals „Wien Modern“ 2022 einmal so beschrieben: „Alle wissenschaftlichen Themen werden irgendwann vielschichtig. Wenn man sie kommunizieren will, muss man überlegen, welche Ebene für wen relevant ist.“ Um diese Relevanz zu ergründen, braucht es natürlich ein bisschen Zeit, die zumeist nicht gegeben ist. Das bringt uns zur dritten Maxime, der Prägnanz. Sie soll den gefährlichsten Feind des Journalismus in Schach halten, die Langeweile. Um es mit Henri Nannen, dem Gründer des Nachrichtenmagazins *Stern*, zu

halten: „Eine gute Story muss wie ein Erdbeben beginnen und sich langsam steigern.“ Mit dieser griffigen Übersteigerung definiert Nannen aber durchaus den tatsächlichen Anspruch der Leser:innen an uns Wissenschaftsjournalist:innen. Die Aufmerksamkeitsspanne der Leser:innen wird heute schon in Sekunden gemessen.

Summa summarum ist das alles etwas viel für 3.000 Zeichen über Quantenphysik. Aber es ist machbar. Doch für dieses „machbar“ braucht es auch eine gute, lebhafte und vertrauensvolle Kommunikation zwischen Wissenschaftler:innen und Journalist:innen. Denn Wissenschaftsjournalist:innen sehen sich als objektive Vermittler:innen, die komplexe Sachverhalte neutral erklären und die Realität so abbilden wollen, wie sie ist. Weniger zuständig fühlen sie sich für Enthüllungen oder Schlagzeilen.

Der Klub der Bildungs- und Wissenschaftsjournalist:innen hat das in einer Studie namens „Magnetnadeln im Heuhaufen“ erhoben.² Da-

² Die Studie wurde vom Medienhaus Wien durchgeführt und ist auf der Website des Klubs zu finden: http://www.wissenschaftsjournalisten.at/wp-content/uploads/2013/06/130625_WissKlubStudiePrint.pdf

rin haben wir einhundert Wissenschaftsjournalist:innen in Österreich zu ihrem Berufsstand befragt und dazu, wie sie ihre Arbeit verstehen. Das Ergebnis: Unserem Berufsstand geht es darum, komplexe Inhalte verständlich zu vermitteln und zu erklären, Studien auf ihre Aussagekraft zu prüfen, Sachverhalte zu hinterfragen, Ergebnisse von Recherchen möglichst differenziert wiederzugeben und die Grenzen dessen aufzuzeigen, was wir zu einem gegebenen Zeitpunkt wissen beziehungsweise wissen können. Letzteres hat insbesondere die Erforschung des Coronavirus gezeigt, zumal das Wissen zu dem Erreger ständig mehr wurde.

Um die komplexen Rätsel des Universums oder die Quantenphysik oder ein völlig neues Virus zu verstehen, bedarf es einer ausgezeichneten Kommunikation mit Wissenschaftler:innen, die bereit sind, ihre Erkenntnisse mit jenen zu teilen, die nicht Expert:innen auf diesem Gebiet sind. Und Wissenschaftsjournalist:innen sind per se keine Expert:innen in einem bestimmten oder einem einzigen Fach. Ich selbst habe Kunstphilosophie studiert. Ich muss mich schon bemühen, die Quantenphysik zu verstehen. Und wir schreiben auch jeden Tag über neue Themen,

von Ausgrabungen in Ephesos über Meteoriten bis hin zu dunkler Materie. Uns in immer neue Themen hineinzudenken, ist eine Stärke, die uns befähigt, jene Fragen zu stellen, die auch interessierte Lai:innen stellen würden, und komplexe Inhalte in anschauliche Gleichnisse zu fassen. Was erwarten wir also von der Welt der Wissenschaft? Zum Ersten eine klare Sprache der Forscher:innen. In der Pandemie haben wir sehr deutlich gesehen, dass immer mehr Forscher:innen ihre Ergebnisse auf den Punkt bringen, sodass die Öffentlichkeit Neues über das Coronavirus verstehen konnte.

Der Klub der Bildungs- und Wissenschaftsjournalist:innen verleiht seit nunmehr 29 Jahren einen Preis, um gute Kommunikation durch Wissenschaftler:innen zu ehren. Nach einem bewährten Wahlverfahren vergeben wir alljährlich die Auszeichnung „Wissenschaftler:in des Jahres“ – nicht nur für exzellente wissenschaftliche Arbeit, sondern auch für das Bemühen, diese einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln. Einen Preisträger darf ich vorstellen: Professor Baumjohann durften wir die Auszeichnung für seine Vermittlungsarbeit zur Kometenmission Rosetta verleihen, an der er und sein Institut 2014 beteiligt waren.

Natürlich können wir nicht alle so klar und verständlich erklären wie Wolfgang Baumjohann. Aber wir alle können daran arbeiten, auch wir Wissenschaftsjournalist:innen. Und um gemeinsam zu einem besseren Ergebnis in der Wissenschaftskommunikation zu gelangen, sollten sich nicht nur Journalist:innen für ein Interview inhaltlich gewissenhaft vorbereiten. Es wäre zudem hilfreich, wenn sich unsere Gesprächspartner:innen nicht einer exklusiven Fachsprache bedienen würden. Ich denke, die Zusammenarbeit zeichnet sich durch Vertrauen und Wertschätzung aus, muss aber zugleich Kritik zulassen, die streng genommen auch ein Zeichen der Wertschätzung ist.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Vielen Dank für dieses Statement! Ich glaube, das ist ein ganz wichtiger Punkt, dass man versucht, die eigenen wissenschaftlichen Ergebnisse verständlich zu erklären und auf das Publikum abzustimmen. Manchmal muss auch Grundlegendes erklärt werden. Ich halte es für überaus wichtig, Verständlichkeit in den Mittelpunkt zu rücken, aber auch die Grenzen der Analyse mitzuteilen.

CHRISTOPH M. SCHMIDT

Eine kurze Nachfrage dazu, weil hier ein, wie ich finde, idealtypisches, sehr nachvollziehbares und auch erstrebenswertes Ziel dargestellt wurde, nämlich das objektive, differenzierte Aufgreifen des wissenschaftlichen Diskussionsstands. Mein Eindruck in der Pandemie war teils ein anderer. Vielmehr haben nicht zuletzt Personen aus dem wissenschaftsjournalistischen Feld Partei für bestimmte politische Haltungen ergriffen, gerade auch via Social Media. Und bisweilen haben Ökonom:innen auf die Frage, wie sie denn einen Sachverhalt guten Gewissens derartig zuspitzen können, geantwortet, dass sie ja als Privatperson getwittert hätten und als Wissenschaftler:innen natürlich viel differenzierter kommunizieren würden. Beides finde ich nicht ehrlich, weil die Öffentlichkeit natürlich Schwierigkeiten hat zu erkennen, welchen Hut jemand gerade aufhat. Ich möchte daher an Frau Stanzl die Frage richten, ob mein Eindruck nur anekdotisch und entsprechend verzerrt ist. Habe ich nur einzelne Beispiele gesehen und dann fälschlicherweise verallgemeinert oder ist das tatsächlich ein Trend, der zu beobachten ist?

EVA STANZL

In Deutschland gab es eine intensiv geführte Diskussion darüber, welche Rolle Wissenschaftsjournalismus erfüllen sollte. Das wurde in Österreich weniger diskutiert. Die Situation hier war auch eine andere: Wir hatten mehrere Expert:innen, die über Erkenntnisse zu Corona informiert haben, und nicht nur zwei oder drei, die an vorderster Front standen, wie Hendrick Streeck oder Christian Drosten. Dennoch teile ich Ihre Beobachtung. Ich habe einen idealtypischen Zustand beschrieben. Wenn man Wissenschaftsjournalist:innen aber befragt – und wir haben das wie erwähnt ja im Klub gemacht –, ist das Ergebnis, dass sie eine neutrale und sachliche Auffassung vertreten. Es ist aber natürlich besonders bei strittigen Themen oft so, dass wir der Versuchung vielleicht nicht widerstehen können, Stellung zu beziehen. Ich habe versucht, das nicht zu tun und Kommentar und Bericht zu trennen. Das gelingt nicht immer, aber es ist wichtig, sich darum zu bemühen.

MATTHIAS KARMASIN

Ich möchte einen empirischen Hinweis dazu geben: Das Problem bei Querschnittsmaterien wie einer Pandemie oder der Klimakrise ist, dass diese das Habitat der Wissenschaftsredaktion verlassen und sich dann andere Redaktionen – Politik, Sport, Wirtschaft usw. – damit beschäftigen. Ein Problem in der Pandemie war also, dass das Thema plötzlich in einer Talkshow, in der politischen Satire, im Sport und in der Wirtschaft gelandet ist. Dort sind die Ideale der Wissenschaftsredaktion nicht maßgeblich. Dort ist maßgeblich, was eine gute Geschichte ist. Dort heißt es, wenn ich eine Meinung habe, brauche ich eine Gegenmeinung. Und das erzeugt eine *false balance*, die Dissens simuliert, wo wissenschaftlich keiner ist. Denn das sind Redaktionen, die es nicht gewohnt sind, wissenschaftlichen Konsens abzubilden. Manche Talkshow-Redaktionen sind beispielsweise darauf trainiert, Konflikt zu produzieren, weil das maximale Aufmerksamkeit und damit maximale Werbeeinnahmen garantiert. Und über das, was Wissenschaftler:innen und Wissenschaftsjournalist:innen zu Recht als *false balance* brandmarken, sagen



Matthias Karmasin studierte Publizistik und Kommunikationswissenschaften, Politikwissenschaften, Philosophie und Betriebswirtschaftslehre an der Universität Wien und der Wirtschaftsuniversität Wien. Er ist Direktor des Institute of Comparative Media and Communications Studies (CMC) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Professor an der Universität Klagenfurt, wo er Dekan der Fakultät für Sozialwissenschaften ist. Seit 2021 ist Karmasin wirkliches Mitglied der ÖAW.

Talkshow-Redakteur:innen manchmal etwas wie „Da wurde lebhaft diskutiert.“ Darum suchen solche Redaktionen im Sinne der Debatte auch so lange, bis sie einen Obskuranten oder eine Lungenfachärztin finden, der oder die behauptet, Corona sei ein stärkerer Männerschnupfen. Das heißt, wenn ich über Wissenschaftsjournalismus als professionalisiertes Ressort rede, gibt es Desiderate, die wir formulieren können. Aber bei Querschnittsmaterien ist das Problem oft, dass sie die Wissenschaftsredaktion verlassen und in anderen redaktionellen Kontexten verhandelt werden.

EVAN STANZL

Darauf möchte ich noch etwas replizieren. Speziell im Zusammenhang mit Corona waren wissenschaftliche Themen permanent auf Seite eins in den Medien. Wissenschaft war plötzlich Top-News, trotzdem wurden die redaktionellen Teams im Bereich Wissen nicht größer. Wissenschaftsredaktionen selbst sind zu klein. Es gibt zu wenige Wissenschaftsjournalist:innen, weil dieses Ressort in Österreich zu wenig geschätzt wird. Folglich berichteten auch Kolleg:innen aus den

Politikressorts über Corona. In dieser Zeit hatte ich durchaus auch Diskussionen mit Kolleg:innen, die andere Zugänge in der Berichterstattung verfolgten, als sie im Wissenschaftsjournalismus üblich sind.

MICHAEL HALLEK

Ohne in eine generelle Medienschelte verfallen zu wollen, möchte ich eine weitere Dimension ergänzen: Es ist nicht so, dass eine Verzerrung der Wirklichkeit nur aus mangelnder Kompetenz passiert ist, etwa weil nicht genügend Journalist:innen vorhanden waren, sondern das geschah und geschieht auch absichtsvoll. Wir haben zum Beispiel einen Ad-hominem-Angriff auf bestimmte Wissenschaftler:innen in Deutschland in der Pandemie erlebt und die Allianz der Wissenschaftsorganisationen sah sich gezwungen zu intervenieren. Hinter diesem Angriff standen bestimmte Journalist:innen. In Gesprächen zur Aufarbeitung dieser journalistischen Vorgehensweise sagen einem dann intelligente, differenziert argumentierende Führungspersonen in diesem Unternehmen, dass einige dieser Journalist:innen oder deren Berichte viele Follower haben. Anders ausge-

drückt, diese Form des „Journalismus“ generiert viel Aufmerksamkeit in sozialen Medien und bedient einen bestimmten Markt, den der Verlag nicht aufgeben möchte. Deswegen dürfen sie weiterarbeiten, selbst wenn nicht immer alles stimmt, was sie schreiben. Das bedeutet: Es gibt ein Geschäftsmodell für Journalismus, der absichtsvoll falsche oder ungenau recherchierte Dinge in die Welt setzt und nicht nur zufällig.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Vielen Dank. Ich darf Herrn Karmasin um sein Statement bitten.

MATTHIAS KARMASIN

Ich stimme Herrn Hallek beim eben Gesagten zu: Es stimmt, dass das auch ein Geschäftsmodell ist. Auch in Österreich kennen wir Fernsehsender, die eine durch die Medienwirkungsforschung nachweisbare Wirkung erzielten, etwa was Impfskepsis und Wissenschaftsskepsis in Bezug auf die Klimakrise betrifft. Die Frage, wer hier die Henne und wer das Ei ist, also: wurde das Publikum nur abgeholt oder die Meinung des Publi-

kums verstärkt oder gar geformt, können wir gerne noch diskutieren. Vieles, was ich ansprechen wollte, hat Präsident Haug in seinem Vortrag bereits dargestellt. Ich möchte dazu nur noch drei Fußnoten anbringen. Die erste Fußnote bedeutet ein kleines Plädoyer für Differenzierung, und zwar in Bezug auf die Menschen, die man erreichen will. Der Titel der Diskussion deutet dies bereits an: Es ist ein großer Unterschied, ob ich jemanden adressiere, der im Prinzip davon ausgeht, dass Wissenschaft das am besten gesicherte Wissen der Zeit produziert – zwar wandelbar, aber besser qualitätsgesichert, als wir es irgendwo anders bekommen; ob ich Menschen überhaupt erst für Wissenschaft interessieren und begeistern muss; oder ob ich mit Menschen rede und kommuniziere, die wissenschaftsfeindlich sind, ob aus Gründen der Propaganda oder weil sie das aus parteipolitischen Motiven betreiben. „One size fits all“ stimmt nie, und in der Wissenschaftskommunikation schon gar nicht. Die zweite Differenzierung, für die ich werben möchte, ist, sich von der Vorstellung der Öffentlichkeit als monolithischem Block zu lösen. Die Öffentlichkeit gibt es nicht mehr. Es gibt maximal *public spheres*. Wenn

wir die Problematik der Filterblase einmal ausklammern, gibt es höchstens eine mediatisierte und digitalisierte Gesellschaft, die sich durch vielfältige Medienmenüs auszeichnet, also durch Kombinationen verschieden aufeinander verweisender Medien. Ich möchte mitgeben, dass Legacy-Medien, also traditionelle Medien, nur mehr einen Teil der Bevölkerung erreichen, in manchen Ländern sogar nur einen kleinen Teil. Ich bin ein deutlicher Befürworter solide ausgestatteter, personell gut besetzter Wissenschaftsredaktionen. Aber ich möchte darauf hinweisen, dass guter Wissenschaftsjournalismus eine notwendige, aber keinesfalls hinreichende Bedingung für gelingende Kommunikation von Wissenschaft an die Öffentlichkeit ist. Meiner Meinung nach zeigt das Beispiel, um nicht zu sagen: Vorbild Portugals sehr deutlich, dass mehr notwendig ist. Die dritte Differenzierung betrifft die Medienwirkung. Ich weiß schon, dass es meine *déformation professionnelle* ist, nicht von simplifizierten Reiz-Reaktions-Modellen auszugehen, nach denen mehr Kommunikation und die reine Exposition in Bezug auf mediale Inhalte schon ausreichen, um Wirkungen zu induzieren. Die moderne

Medienwirkungsforschung zeigt sehr deutlich, dass es eine Kombination aus subjektiver Prädisposition, Selektion, Art der Präsentation und Inhalt gibt. Über Dunning-Kruger-Effekte in der Wissenschaftskommunikation und *news avoidance* – also dass Leute Nachrichten vermeiden, die mit ihrem Weltbild, ihrer Ideologie, ihren ethischen sowie ihren moralischen oder religiösen Werten konfliktieren, um kognitive Dissonanz zu reduzieren – brauche ich nicht zu berichten. Dazu sind im Zuge der Pandemie in *Nature* und vor allem auch in *Nature Communication* und in *Science* viele empirische Studien erschienen. Aber ich warne davor, zu glauben, das Heilmittel sei mehr Kommunikation allein. Es geht um richtige Kommunikation, und das bedeutet: differenziert nach Kanälen und differenziert nach Menschen, die ich adressieren möchte – aber im Sinne integrierter Kommunikation auch aufeinander abgestimmt. Wenn das ÖAW-Logo drauf ist, unterscheiden die Leute in der Wahrnehmung nicht, ob es sich um ein vorläufiges Diskussionspapier handelt, ein White Paper, ein Green Paper, ein Preliminary Statement oder einen Preprint. Wir haben in der Pandemie gesehen: Diese Differenzierung gibt es in vielen Teilen



Alexander Bogner studierte Soziologie an den Universitäten Salzburg, Marburg und Frankfurt am Main. Von 2017 bis 2019 war er Professor für Soziologie an der Universität Innsbruck. Er arbeitet als Senior Scientist am Institut für Technikfolgen-Abschätzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und ist Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie.

des Publikums schlechterdings nicht. Also muss man sich überlegen, wie man auf verschiedenen Kanälen von sozialen Medien bis hin zu dem, was man Legacy-Medien nennt, damit umgeht.

Ein letzter Hinweis: Ich glaube, bei aller professionellen Überschätzung medialer Kommunikation sollten wir das Prozesshafte, das Dialogische, das Aushandeln, was das gesellschaftlich relevante, geteilte Wissen ist, nicht vergessen. Und dieser Aspekt der Dialogorientierung – auch da wieder der Verweis auf Portugal – ist eigentlich das, was die Science Centers und Interaktionen wie die „Lange Nacht der Forschung“, die „Kinderuni“ und übrigens auch Veranstaltungen wie diese so wertvoll macht. Als Kommunikationswissenschaftler:innen haben wir die Tendenz, medial vermittelte Kommunikation für sehr wichtig zu halten. Aber ich glaube, auch das persönliche Ausstreiten und das Ausdiskutieren sollten stärker in den Blick genommen werden.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Vielen Dank auch für diese wichtigen Punkte. Ich darf nun Herrn Bogner

um seine Einschätzung zum Thema bitten.

ALEXANDER BOGNER

Ich bin Soziologe und seit vielen Jahren an der ÖAW in einem interdisziplinären Forschungsfeld aktiv, das sich Technikfolgenabschätzung nennt. Diese macht es sich zur Aufgabe, Technik- und Umweltkonflikte zu analysieren und daraus Erkenntnisse zu generieren, die für Politikberatungszwecke wichtig und interessant sein könnten. Momentan läuft an unserem Institut ein FFG-gefördertes Projekt zu der Frage: Was ist in der Corona-Pandemie in Sachen Politikberatung gut gelaufen, was weniger gut?

Ich möchte noch genauer auf ein Thema eingehen, das uns alle umtreibt und das heute schon mehrfach angesprochen wurde: die Wissenschaftsskepsis. Wissenschaftsskepsis – existiert die überhaupt? Die Lage ist unübersichtlich. Und genau aus diesem Grund hat Präsident Faßmann auch eine entsprechende Initiative innerhalb der ÖAW angestoßen, um empirische Forschung zu diesem Thema anzuregen. Die Befunde sind uneindeutig. Ich möchte auch auf das

Eurobarometer, das im Herbst 2021 herauskam, hinweisen. Wir erzielten sofort mediale Schlagzeilen, Österreich wurde als „Europameister“ in Sachen Wissenschaftsskepsis bezeichnet. Das Problem ist nur, dass die damaligen Schlagzeilen im Endeffekt von der Skandalisierung einiger weniger Fragen aus diesem umfangreichen Eurobarometer herrührten. Außerdem wurde wahrscheinlich nicht angemessen berücksichtigt, dass es während des Befragungszeitraums in Wien und Niederösterreich einen harten Lockdown gab.

Was uns fehlt, ist ein operationalisierungsfähiger Begriff von Wissenschaftsskepsis. Und damit fehlen uns auch Indikatoren, anhand derer wir Wissenschaftsskepsis messen könnten. Wir messen in den repräsentativen Umfragen zwar bestimmte Dinge, aber wir wissen nicht genau, was. Wir fragen die Leute, wie sie ihr Vertrauen in die Wissenschaft einschätzen. Die Leute geben Antworten, aber wir wissen nicht, welche Assoziationen dieser Begriff der Wissenschaft in den Köpfen der Leute weckt. Woran denken sie dabei eigentlich? Das ist unklar. An dieser Stelle kommt die qualitative empirische Forschung als Komplement zur standardisierten Forschung ins Spiel.

Das ist für meine Begriffe ganz offensichtlich.

Außerdem sollten wir darüber nachdenken, was der Begriff der Wissenschaftsskepsis nahelegt – nämlich, dass es eine bestimmte Gruppe von Leuten gibt, die aus unterschiedlichen ideologischen Gründen die Wissenschaft infrage stellen. Und damit unterstellen wir, dass es so etwas wie einen einheitlichen, eindeutigen Wissenschaftsbegriff aufseiten derer gibt, die ein starkes Unbehagen gegenüber der Wissenschaft äußern oder sich von der Wissenschaft abwenden. Und ich glaube, das ist nicht der Fall. Die Leute protestieren nicht gegen die Wissenschaft an sich, gegen Sequenziermaschinen, gegen Teilchenbeschleuniger, gegen Hochleistungsteleskope oder gegen die neueste Krebstherapie. Die Leute gehen auch nicht auf die Straße, wenn die Forschungsquote erhöht wird. Sondern die Leute verbinden mit der Wissenschaft Dinge, die ihnen nicht passen, weil die Wissenschaft ihre Identität oder vielleicht ihre Werte infrage stellt, ihre religiösen Überzeugungen und so weiter.

Das heißt, die Wissenschaftsskepsis hat viele Gesichter und Ursachen, und in der Erforschung dieser Ursachen stehen wir erst am Anfang.

Meine Vermutung ist, dass wir uns in dieser Diskussion sehr viel stärker auf das beziehen müssen, was die Wissenschaft repräsentiert: bestimmte Werte. Diese Werte kennen wir alle, das sind Offenheit, Kritikfähigkeit und ein hohes Maß an Selbstrelativierungsfähigkeit. Wenn ich nicht in der Lage bin, meine Meinung zu relativieren, bin ich in der Wissenschaft schlecht aufgehoben. Denn dann gelte ich als dogmatisch und bin kein gleichwertiger Gesprächspartner. Hans Kelsen hat das in seinem Essay *Was ist Gerechtigkeit?* folgendermaßen formuliert: „Die Seele der Wissenschaft ist Toleranz.“³ Meine Vermutung ist, dass Wissenschaftsskeptiker:innen mit diesen Werten und dem, was wir wissenschaftliches Ethos nennen, wenig anfangen können. Und wenn wir die Sache so betrachten, begeben wir uns auf einen ganz anderen Weg, als wo wir sonst meistens unterwegs sind. Oft hören wir, dass sich die Leute abwenden. Sie wollen nichts von den Fakten wissen. Deswegen müssen wir ihnen genauer erklären, was wir tun. Wir müssen das in einfacherer Sprache machen. Und wenn sie das immer

³ Hans Kelsen: *Was ist Gerechtigkeit?* Stuttgart 2016 (Original 1953), 47.

noch nicht verstehen wollen, dann müssen wir versuchen, den Leuten noch sanfter einzumassieren, wie toll das ist, dieses Abenteuer Wissenschaft. Daran ist grundsätzlich nichts falsch. Matthias Karmasin hat das angesprochen, es geht um Differenzierung. Ich glaube, sein Plädoyer bedeutet: Wir müssen Wissenschaftskommunikation differenzieren nach den Kanälen, nach den Teilöffentlichkeiten.

MATTHIAS KARMASIN

Genau, und nach den Argumenten, die hinter der sogenannten Wissenschaftsskepsis liegen, eben weil sie nicht monokausal ist. Denn bestimmten Leuten hilft es nicht, wenn ich erkläre, dass der Teilchenbeschleuniger am CERN, der Europäischen Organisation für Kernforschung, gut gebaut ist. Sie wollen das nicht wissen.

ALEXANDER BOGNER

Dem stimme ich zu. Deswegen das Plädoyer dafür, nicht nur die Wissensebene in den Blick zu nehmen, sondern auch die Werteebene. Denn dann geht es eben nicht nur darum,

public understanding of science zu betreiben. In ihrem berühmten Bericht *The Public Understanding of Science* von 1985 hat die Royal Society gesagt: „Wir haben es mit Wissenschaftsskepsis zu tun“ – damals, schon Mitte der Achtzigerjahre. Sie meinten, um dieser Wissenschaftsskepsis zu begegnen, bräuchten wir eine Bevölkerung, die mit wissenschaftlichen Basistatsachen vertraut ist. Das ist ein wichtiger Punkt. Aber der zweite wichtige Punkt ist eben, die entsprechenden Werte zu vermitteln. Ich denke, diese Werte kann man nur vermitteln, wenn man die Leute mitmachen lässt, wenn sie selbst Wissenschaft betreiben – Stichwort *Citizen Science*, Bürgerwissenschaft, „Sparkling Science 2.0“ oder ähnliche Projekte. Das sind Konzepte, durch die man in den wissenschaftlichen Habitus eingelernt wird. Das halte ich für mindestens genauso wichtig oder vielleicht noch wichtiger als das Einlernen von Fakten, die vielleicht abgelehnt werden, aber um die es in letzter Instanz gar nicht geht.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Vielen Dank auch für diese Perspektive zum Thema! Eine Frage, die

mich generell noch beschäftigt, ist: Wo können wir anfangen, die Menschen für Wissenschaft zu interessieren, und ihnen die Faszination von Wissenschaft näherbringen? Meine These wäre, dass wir sehr früh damit beginnen sollten, spätestens in der Schule, vielleicht sogar noch früher. Ein Beispiel dafür wäre die „Kinderuni“, die bereits genannt wurde, oder die „Lange Nacht der Forschung“, zu der zumindest an meinem ehemaligen Institut immer viele junge Leute anwesend waren. Bei diesen und vergleichbaren Formaten kann es gelingen, junge Menschen für Wissenschaft zu begeistern, und der Hausverstand wird damit automatisch auf Wissenschaft eingestellt. Wäre das ein möglicher Weg, der Wissenschaftsskepsis früh entgegenzutreten? Diese Frage würde ich gerne an das Podium richten.

EVA STANZL

Wir stehen in den Medien vor der Frage, wie wir ganz jungen Leuten Wissenschaft vermitteln können. Ich habe die Option, eine Frage zu stellen und sie auf *TikTok* in 15 Sätzen zu beantworten. *TikTok*-Wissenschaftsvideos sind oft in Ordnung, auch in-

formativ. Aber als Informationsquelle für wissenschaftliche Fakten ist es zu wenig.

Mein Vorschlag wäre, dass man unter jungen Menschen eine Umfrage durchführt: Über welche Kanäle kommt ihr zu eurem Wissen oder zu euren Ideen über Wissenschaft? Wo konsumiert ihr diese Inhalte? So könnten die Medien Hinweise darauf bekommen, wie sie Inhalte leichter umsetzen können. Auch die wissenschaftlichen Institutionen würden lernen, wo sie bei der Wissensvermittlung richtig ansetzen können. Das ist das eine. Das andere ist, dass ich mich frage, ob in den Schulen den jungen Menschen wirklich das Selbstvertrauen vermittelt wird, ein komplexes Thema anzugehen. Ich kann mich erinnern, wie das in meiner Schulzeit war. Ich war in einer eigentlich sehr guten Schule, allerdings war ich in Mathematik untalentierte. Und niemand hat mich ermutigt, mich damit auseinanderzusetzen. Dabei wäre das sehr hilfreich gewesen. Also dass man ganz jungen Menschen eröffnet, dass es sich lohnt, sich mit komplexen Themen auseinanderzusetzen, und dass sie es verstehen können.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Ich würde noch ergänzen, dass es auch wichtig ist, dass es Spaß macht.

EVA STANZL

Ja, dem stimme ich zu. Und ich denke, es macht auch Spaß, sich etwas zutrauen zu können und dann Erfolg zu haben.

RICARDA WINKELMANN

Das ist ein ganz wichtiger Punkt, Wissenschaft den Menschen schon sehr früh und im direkten Kontakt nahezubringen. Ich will dazu noch ein Beispiel geben: Zu Beginn der Pandemie, als kurzfristig Schulunterricht ausgefallen ist, haben wir gemeinsam mit der Jungen Akademie der Leopoldina und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ein virtuelles Klassenzimmer gestartet, in dem Schüler:innen mit Wissenschaftler:innen zu bestimmten Themen diskutiert haben. Da konnte man sehen, dass Kommunikation nicht nur in eine Richtung funktioniert. Es war unglaublich, welche Fragen gestellt wurden und wie groß

das Interesse war. Innerhalb kürzester Zeit sind die Anfragen für dieses Format enorm gestiegen.

Ich möchte aber noch einen anderen Punkt nennen: Man sollte nicht nur Methoden und Wissen vermitteln, sondern auch die Einordnung von Unsicherheiten und der Grenzen des Wissens. Auch damit sollte man früh beginnen. Wenn ich zurückdenke, wurde es noch vor kurzer Zeit als besonders wichtig erachtet, zu schauen, wo ich meine Quellen finde, sei es in der Bibliothek oder später im Internet. Ich denke, eine der Hauptaufgaben heute ist es, die vielen Quellen, die es gibt, einordnen zu können und zu wissen, was sie vermitteln, welche Unsicherheiten mitschwingen oder explizit genannt werden und was diese Unsicherheiten bedeuten. Im IPCC-Bericht zum Klimawandel wird zum Beispiel nicht nur ein Wahrscheinlichkeitsstatement kommuniziert, sondern auch eine Art *confidence level*, also die Evidenz, mit der ein Statement verbunden ist. Allerdings ist es schwierig, diese Statements der Öffentlichkeit in dieser Form nahezubringen. Aber ich halte den Grundgedanken für sehr wichtig, nämlich dass man solche Unsicherheitsfaktoren mitkommuniziert und dass Wissenschaftler:innen diese

Unsicherheiten oder Konfidenzlevels einordnen.

MATTHIAS KARMASIN

Ich möchte hier erneut eine empirische Fußnote anfügen: In Österreich und Deutschland sind Social Media für junge Menschen die Hauptnachrichtenquelle – zu 37% im Schnitt über die letzten vier Jahre, bei über 45-Jährigen zu 8,9%. Die Älteren schauen also noch die „Tagesschau“ und die „Zeit im Bild“ und lesen die gedruckte Ausgabe von *Die Zeit* und *Frankfurter Allgemeine*. Das tun junge Menschen eher nicht. Und noch ein kleiner Beitrag aus dem „Wissenschaftsbarometer Österreich“: Die am häufigsten genutzte Quelle, um sich über Wissenschaft zu informieren, ist *Wikipedia*, an zweiter Stelle steht *YouTube*, danach kommen soziale Medien und Websites. An letzter Stelle werden Websites von Universitäten und Institutionen wie der ÖAW genannt, die man aktiv aufsuchen muss.

Man kann natürlich sagen, ich kann auf *TikTok* Wissenschaft nicht erklären, weil diese zu komplex ist. Aber die Aussage „An Corona kann man sterben“ lässt sich problemlos

in drei Sekunden vermitteln. Beziehungsweise kann man Korrelationen und Wahrscheinlichkeiten für dieses „kann“ kurz in einem anderen Beitrag erklären. Ebenso wen das „man“ betrifft.

Die zentrale Frage lautet: Was tue ich, wenn mir Leute das nicht glauben? Was tue ich, wenn das Vertrauen in den Sender nicht mehr gegeben ist? In vielen Bereichen ist das Problem nicht, dass die Methode nicht verstanden wird oder die statistische Kompetenz nicht ausreicht, sondern dass der Wissenschaft einfach nicht vertraut wird. Das belegen auch Daten aus Österreich. Wissenschaft wird von einem Teil der Bevölkerung als Teil eines vermeintlichen Machtamalgams von Medien, Wirtschaft und Politik wahrgenommen, als Teil von „denen da oben“ – Stichwort Elitismus –, „die sich das ausgemacht haben“. Und deswegen könne man ihnen nicht vertrauen.

Ich stimme vollkommen zu, dass wir die Begrifflichkeiten differenzieren müssen. Wissenschafts- und Demokratiefeindlichkeit korrelieren, das zeigt das Wissenschaftsbarometer in einem hohen Ausmaß. Ich denke auch deswegen, wir müssen in einen Wertediskurs einsteigen. Da hilft es nicht, zu beschreiben, wie Gense-

quenzierung funktioniert, oder zu erklären, Homöopathie sei gefärbtes Wasser.

ALEXANDER BOGNER

Weil wir schon beim empirischen Kleingedruckten sind: 2020 wurde in den *Proceedings of the National Academy of Sciences*, also von der US-amerikanischen Akademie der Wissenschaften, eine Studie publiziert, in der das Vertrauen in die Wissenschaft untersucht wurde, und zwar global in zwölf Ländern, darunter auch Österreich. Die Studie war eine Paneluntersuchung. Das heißt, zu vier Zeitpunkten im Jahr 2020 wurde dieses Vertrauen gemessen. Dabei kam heraus, dass Österreich in Bezug auf das Vertrauen in die Wissenschaft sehr gut aufgestellt ist: Österreich lag zusammen mit Kanada und Neuseeland sehr weit vorne.

Die Forscher:innen haben weitere Berechnungen angestellt und die Vermutung geäußert, dass dieses hohe Wissenschaftsvertrauen sehr viel zu tun hat mit der Zufriedenheit mit der Politik, also damals mit der Coronapolitik. Diesen Aspekt sollten wir im Auge behalten: Die Wissenschaft steht für etwas. Man identifiziert die

Wissenschaft mit bestimmten politischen Initiativen und mit bestimmten politischen Projekten. Wenn ich zum Beispiel durch die Klimawissenschaft meinen eigenen Lebensstil als gefährdet ansehe, weil ich übers Wochenende so gerne zum Einkaufen nach New York fliege, dann ist für mich die Klimawissenschaft etwas, das von den Klimaaktivist:innen vorangetrieben wird. Dann werde ich mich entsprechend von der Wissenschaft abwenden. Aber diese Wissenschaftsskepsis-Diagnose ist empirisch noch nicht wasserdicht und man muss darüber hinaus auf unterschiedlichen Ebenen mit diesem Phänomen umgehen.

EVA STANZL

Hier möchte ich einhaken: Die Pandemie hat den Eindruck hinterlassen, dass Wissenschaftsskepsis dann größer wird, wenn Menschen das Gefühl haben, dass ihre persönliche Freiheit eingeschränkt wird oder bedroht ist. Weiters beleuchtet eine britische Studie der Universität Bath einen Aspekt, den man berücksichtigen könnte, wenn man eine Strategie der Wissenschaftskommunikation entwickelt. Im Rahmen der Studie wurden 2.000 Personen zu kontroversen wissenschaft-

lichen Themen wie Klimawandel, Genetik, auch Genetik in der Landwirtschaft, befragt. Dabei wurde festgestellt, dass „starke“ Einstellungen sowohl für als auch gegen die Wissenschaft durch ein hohes Selbstvertrauen in das eigene Wissen gestützt werden. Tatsächlich aber verfügten jene, die sich am negativsten zu einem Forschungsbereich äußerten, tendenziell über wenig Wissen zum Thema. Wenn wir Wissenschaft effizient kommunizieren wollen, dürfen wir also nicht nur Fakten weitergeben, sondern müssen auch Abweichungen zwischen dem, was Menschen tatsächlich wissen, und dem, was sie zu wissen glauben, berücksichtigen – was natürlich nicht einfach ist.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Ich möchte noch eine Frage an das Statement von Matthias Karmasin anschließen: Welche Schlüsse ziehen wir nun aus diesen Analysen, die das fehlende Vertrauen in die Wissenschaft belegen? Kann man diese Leute noch überzeugen? Ich persönlich glaube, dass gerade junge Menschen noch leichter überzeugt werden können und offener sind. An der ÖAW versuchen wir junge Leute

über unterschiedliche Formate wie die Wissenschaftscomics oder Schulvorträge zu erreichen und sollten diese weiter verstärken.

MICHAEL HALLEK

Ich möchte eine Anmerkung zu der Frage machen, wie wir Menschen überzeugen können: Als Kliniker ist man mit einer weiteren Ebene konfrontiert – nämlich der Frage, ob unsere Kommunikation auch zu etwas Sinnvollem führt. Wir sollten uns klarmachen, dass wir weitgehend als Teil eines allgemeinen Rauschens von mehr oder weniger ineffektiver Kommunikation wahrgenommen werden, die zur Nicht-Lösung irgendwelcher Probleme führt. Betrachtet man beispielsweise die deutsche Infrastruktur, stellt man fest, dass viele Dinge zurzeit nicht mehr sehr gut funktionieren. Dinge, die wir uns vornehmen, funktionieren einfach nicht oder nicht besonders gut. Ich nehme einmal als Beispiele das Verfehlen eigener Ziele in der Klimapolitik, unsere oft unbeholfen wirkenden Unterstützungsbemühungen in der Ukraine, das nicht-digitale und daher verzögerte Melden von Infektionen in den Gesundheitsämtern wäh-

rend der Corona-Pandemie oder die Unzulänglichkeiten der Deutschen Bahn. Es ist also ein Verfall öffentlicher Strukturen feststellbar. Und in dieser Situation werden unser Beratungsverhalten und unsere Diskussionen – vielleicht sogar die heutige – auch als ein Teil der Dysfunktionalität wahrgenommen. Ich denke, wir müssen uns nach gelungener Kommunikation in nächster Konsequenz darum kümmern, dass wir nicht nur zu guter Kommunikation beitragen, sondern auch zur Lösung von Problemen. Das passiert meiner Meinung nach in der derzeitigen Debatte häufig zu wenig.

CHRISTOPH M. SCHMIDT

Ich würde das Thema gerne für mich auf eine andere, weniger abgehobene „Flughöhe“ bringen. Bislang waren wir jetzt auf einer sehr hohen Flughöhe unterwegs – Kommunikation insgesamt, Wissenschaftsfeindlichkeit insgesamt. Ich möchte ein Beispiel aus den Wirtschaftswissenschaften geben und auch einen – vielleicht etwas provokanten – Lösungsvorschlag vorstellen: Aktuell ist in Deutschland eine Krankenhausstrukturreform in Arbeit. Der Gesundheitsminister punk-

tet in der Öffentlichkeit emotional mit der Aussage, das sei ein Zug gegen die Ökonomisierung des Gesundheitswesens. Da stellen sich einem Ökonomen eigentlich die Haare auf. Denn gerade der sinnvolle, rationale Umgang mit knappen Ressourcen ist ja wohlfahrtsfördernd. Es geht doch darum, im Sinne der Menschen möglichst viel aus diesen begrenzten Ressourcen zu machen. Das ist aus meiner Sicht die Essenz der Ökonomik.

Warum wird das so falsch verstanden? Es ist für uns als Ökonom:innen sehr schwer zu vermitteln, dass wir nicht einfach nur Betriebswirtschaft betreiben und die Volkswirtschaft auf Profit trimmen wollen, sondern dass es uns um den Menschen geht. Warum ist das so schwer? Ein Grund ist, dass diejenigen, die heranwachsen und bis zum eigenen Eintritt in das Wirtschaftsgeschehen, dem noch dazu viele dauerhaft ausweichen können, meist keine *exposure* zu Wirtschaft haben. Wie wäre es denn, wenn man die Schulcurricula verändert, aber nicht einfach dadurch, dass man das abstrakte Fach Wirtschaft von Lehrer:innen vertreten lässt, die selbst eine große Distanz dazu haben. Vielmehr könnte es doch hilfreich sein, den Begriff Wirtschaft durch verpflichtende Betriebspraktika von

Schüler:innen sowie Lehrer:innen mit praktischen Inhalten zu füllen und – um auf die Elite-Diskussion einzugehen – so die unterschiedlichen Sphären und Lebenswirklichkeiten, die es in unserer Gesellschaft gibt, besser zu verzahnen.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Herzlichen Dank für die vielschichtigen Inputs des Podiums. Ich darf nun auch das Publikum einladen, sich an der Diskussion zu beteiligen.

BARBARA STREICHER

Ich bin als Geschäftsführerin beim Verein ScienceCenter-Netzwerk tätig. Vorneweg vielen Dank für die Diskussion. Ich fand den Nachmittag sehr spannend.

Es gibt einige Punkte, die ich gerne aufgreifen möchte. Der erste ist das Thema Vertrauen in die Wissenschaft. Ich würde dabei auch noch den Aspekt Vertrautheit mit Wissenschaft anschließen – sowohl hinsichtlich der Inhalte als auch der Methoden und Werte. Ich finde es sehr wichtig, zu sagen, woran sich Wissenschaft und wissenschaftliches Arbeiten orientiert.

Der zweite Punkt, der mir sehr wichtig ist, weil ich aus dem Bereich *science engagement* komme, betrifft das Anliegen, in dieser Diskussion zu Wissenschaftskommunikation nicht nur den Journalismus zu berücksichtigen, sondern das gesamte Spektrum von redaktionellem Journalismus über Social Media, klassische Vorträge, „Lange Nächte“, Schulaktivitäten bis hin zu Citizen-Science-Projekten und damit alle Formate, in denen es um Partizipation im wissenschaftlichen Prozess geht. Es gibt dabei auch viele Möglichkeiten, anzudocken. Man muss nicht immer nur nach Portugal sehen, auch wenn von dort tatsächlich viele Anregungen zu holen sind.

Was mich an der bisherigen Diskussion überrascht hat, ist die Darstellung der Wissenschaftskommunikation als unidirektional. Obwohl Begriffe wie Dialog und Partizipation gefallen sind, habe ich wenig dazu gehört, wie sich die Wissenschaft verbessern könnte, indem sie zuhört, was die Anliegen, Möglichkeiten und auch das Erfahrungswissen aus verschiedenen Bevölkerungsgruppen betrifft. Dazu gibt es viele spannende Ansätze. Und ich glaube, wenn es um Vertrautheit geht und um Begegnungen, gibt es ein großes Potenzial,

dieses Vertrauen wiederherzustellen – nach dem Prinzip: Was kann ich mit Wissenschaft in meinem Alltag anfangen? Wie kann ich es in meine Handlungsoptionen einbauen? Dazu ist es, glaube ich, essenziell, zu spüren, dass die Wissenschaft auch auf das reagiert, was von der Bevölkerung kommt.

RICARDA WINKELMANN

Ich finde, das ist ein sehr wichtiger Punkt und einer, zu dem ich aus meiner persönlichen Erfahrung sagen kann, dass sich wissenschaftliche Fragestellungen gerade im Dialog schärfen, auch im Dialog mit Entscheidungsträger:innen. Ein Beispiel aus meinem Bereich ist das Thema Anstieg des Meeresspiegels, bei dem sich im Dialog die relevanten Fragen herauskristallisierten: Welche Informationen werden denn eigentlich gebraucht? Geht es um die Frage nach dem höchsten Risiko? Über welchen Zeitraum sprechen wir? Und hier ist es in der Kommunikation besonders wichtig, dass sie in beide Richtungen stattfindet.

PUBLIKUM

Mein Eindruck ist, dass sich die Statements und die Diskussion immer mehr in die Richtung verlagert haben, dass alleine die Rationalität oder das Datenmaterial nicht ausreichen, sondern auf die Werteebene angespielt werden muss. Es wurde sehr oft das Wort Werte in den Mund genommen. Ich frage mich, ob es ein Problem sein könnte, dass wir versuchen, Skepsis und Feindlichkeit mit einer gewissen Rationalität zu bekämpfen, obwohl gerade die emotionale Ebene, die aus den Werten resultiert, stark mit Ängsten verbunden ist, sodass Rationalität vielleicht nicht immer greift. Ist es ausreichend oder sinnvoll, Skepsis nur mit Datenmaterial, also mit Rationalität, entgegenzuwirken? Oder muss vielleicht auch die Wissenschaftskommunikation emotionaler werden? Oder wäre genau das wiederum eine Gefahr, weil Wissenschaftskommunikation zu emotionalisieren dem wissenschaftlichen Ethos widersprechen würde? Gibt es hier eine Grenze?

MICHAEL HALLEK

Ich finde, Faktenbasiertheit ist die Grundlage unserer Kommunikation und sollte vorrangig bleiben. Emotionalität und selbst Werte erscheinen mir erst einmal weniger entscheidend. Empathie hingegen ist bedeutsam: Es gibt Konsequenzen von Fakten, die man Betroffenen im Dialog mitteilt, und hier ist in der Kommunikation Empathie gefordert. Das ist etwas anderes als Werte. Basis bleibt aber, dass man die Fakten kennt und sie sauber kommuniziert.

ANDREA FRIED

Ich bin bei der Gesundheit Österreich GmbH tätig. Wir haben gehört, wie wichtig Kommunikation ist. Wir haben gehört, wie schwierig Kommunikation ist. Wir haben gehört, wie wichtig es ist, differenziert zu kommunizieren. Das klingt nach sehr viel Arbeit. Das ist auch sehr viel Arbeit. Doch was ich bisher – auch auf dem Podium – vermisst habe, ist, dass es eine Berufsgruppe gibt, die sich professionell mit Wissenschaftskommunikation beschäftigt und die sich genau mit der Frage beschäftigt, wie wir das Wissen an die entspre-

chenden Zielgruppen kommunizieren können. Und ich möchte fragen, welchen Stellenwert dies in den universitären und außeruniversitären Wissenschaftseinrichtungen hat. Wenn ich nur den Vergleich ziehe, welche Priorität Kommunikation in politischen Organisationen, in Ministerien, in Bundeskanzlerämtern oder anderen Einrichtungen hat und wie viele Personen und Ressourcen dort dafür zur Verfügung stehen, dann stelle ich fest: Eines der größten österreichischen Forschungsinstitute hat nur einen einzigen Mitarbeiter in der Öffentlichkeitsarbeit, der diese Aufgabe erfüllen soll. Die Frage ist: Nehmen wir Wissenschaftskommunikation ernst genug? Und stellen wir auch genügend Wertschätzung und Ressourcen zur Verfügung?

WOLFGANG BAUMJOHANN

Die Frage wird später auch von den Präsidenten aufgegriffen werden. Aber ich glaube, ich kann sagen, dass wir inzwischen mehr tun als vorher.

ALEXANDRA PARRAGH

Ich komme vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung. Ich habe eine Frage zu den Werten. Ich bin mir nämlich nicht sicher, ob es wirklich eine Wertefrage ist, über die wir hier diskutieren. Ich frage mich, ob es nicht vielmehr darum geht, Wissenschaft spürbar zu machen, das heißt emotional spürbar, also: Was ist mein Nutzen, wie werden Ergebnisse von Wissenschaft auch im Alltag sichtbar, zum Beispiel zu Hause, wenn ich die Mikrowelle oder den Fernseher aufdrehe? Auch hier werden Emotionen ausgelöst. Für mich stellt sich die Frage, ist das wirklich eine Wertediskussion oder ist der Punkt nicht vielmehr, wie Wissenschaft in meinen persönlichen Alltag hineinreicht? Wenn ich weiß, was mir Wissenschaft bringt, dann beginne ich auch, mich dafür zu interessieren.

MATTHIAS KARMASIN

Das stimmt sicher. Ich möchte in diesem Zusammenhang noch einmal auf mein Plädoyer zu mehr Differenzierung zurückkommen. Es gibt Menschen, die man sehr gut abholen

kann, indem man erklärt, was Wissenschaft ist und was das mit ihrem Leben zu tun hat. Und es gibt Menschen, die Informationen gar nicht wahrnehmen möchten. „Erkenntnis-ekel“ nach Thomas Mann, oder moderner: *news avoidance* – das heißt, ich will gar nicht wissen, dass ich eigentlich nicht mehr über ein Wochenende nach Mallorca fliegen sollte. Ich blende die wissenschaftlichen Informationen zum Klima einfach aus, denn die Konsequenz wäre, dass ich mein Verhalten ändern müsste. Al Gore nannte seinen oscargekrönten Film nicht umsonst „An Inconvenient Truth“. Es ist wohl wahr, aber es ist *inconvenient*. Mit dem Wertediskurs meinte ich zuvor auch das, was im Wissenschaftsbetrieb üblich ist, nämlich Argument und Person zu trennen, leidenschaftlich zu streiten und nachher auf ein Bier gehen zu können, und vor allem evidenzbasierte Argumente einzuführen. Ich möchte jetzt nicht den vollständigen Katalog wissenschaftlicher Überzeugungen zitieren. Das Bekenntnis zur Falsifikation lautet aber wohl: Ich habe so lange recht, bis jemand meine These widerlegt – aber eben nach den Standards der Wissenschaft bzw. den Standards der Scientific Community widerlegt.

Aber es gibt auch Menschen, denen es eigentlich nicht um Wissenschaft geht, sondern um ein Ablehnen von Eliten. Und das inkludiert auch Wissenschaft. Diese Menschen kann ich nicht abholen, indem ich Wissenschaft erkläre. Leute, die bereit sind, für gefärbtes Wasser Geld auszugeben, werde ich wahrscheinlich nicht mit Argumenten evidenzbasierter Medizin überzeugen können.

RICARDA WINKELMANN

Eine kleine Ergänzung dazu: Es gibt natürlich Bereiche der Wissenschaft, in denen man einen direkten Nutzen beinahe sehen und dann auch kommunizieren kann. Aber es ist auch wichtig, dass wir Grundlagenforschung betreiben, bei der ein Nutzen eben nicht zu sehen oder auch noch nicht absehbar ist. Ich glaube, die Grundlagenforschung hat einen sehr wichtigen Platz und muss diesen auch behalten.

MICHAEL HALLEK

Ich denke, wir verwenden das Wort Wissenschaft hier häufig nur für bestimmte Disziplinen, nämlich für

die Naturwissenschaften mit ihren scheinbar eindeutigen Ergebnissen. In der Medizin gibt es allerdings häufig kein eindeutiges Ergebnis, sondern Abwägungen zwischen Alternativen. Um ein Beispiel zu geben: Was eine effiziente Maßnahme darstellt, ist manchmal einfach festzustellen. Aber wer trägt die Kosten? In bestimmten Szenarien sind es beispielsweise die Patient:innen, in anderen sind es die Kostenträgenden oder Leistungserbringenden. In solchen Abwägungsprozessen wäre es hilfreich, wenn die Unterschiedlichkeit der Perspektiven anerkannt würde.

PUBLIKUM

Mir kam beim Zuhören, speziell zum Gesagten von Herrn Karmasin, der Gedanke, dass es vielleicht auch etwas wie gescheiterte Kommunikation gibt. Also man kann nicht kommunizieren mit jemandem, der den Absender per se ablehnt. Die Wissenschaft ist quasi in Gefangenschaft mit der Politik, mit dem System, mit dem Establishment. Und was bleibt da außer gescheiterter Kommunikation oder einfach keiner Kommunikation? Vielleicht muss man das

auch einmal zur Kenntnis nehmen, eine entspanntere Position einnehmen und sagen: Vielleicht geht es nicht um Kommunikation und darum, jemanden zu überzeugen, der den Absender aus Identitätsgründen ablehnt. Es gibt politische Parteien, die genau damit spielen, die selbst wissenschaftskritisch sind und damit Stimmen bekommen. Mich erinnert das ein bisschen an die großen ehemaligen Volksparteien, die immer wieder Wahlen verlieren und dann in der Analyse meinen: Wir haben nicht gut genug kommuniziert. Aber es geht gar nicht um die Kommunikation. Vielmehr erreichen sie diese Wähler:innen nicht mehr, weil diese sie per se ablehnen und als „das System“ wahrnehmen und das, was sie lesen, als „Systempresse“ verstehen. Vielleicht ist eine Grenze der Wissenschaftskommunikation nötig. Bis zu dieser Grenze bemühen wir uns, Inhalte qualitativ für spezifische Zielgruppen aufzubereiten, auf *TikTok*, auf *YouTube*. Aber über diese Grenze kommen wir nicht hinaus. Darüber hinaus braucht es nicht Kommunikation, sondern etwas anderes, vielleicht paradoxe Interventionen oder ganz andere Formate. Das wäre meine Sichtweise auf das Problem.

MATTHIAS KARMASIN

Ich würde sagen, natürlich braucht Wissenschaftskommunikation eine Grenze. Diese Grenze ist dann erreicht, wenn man beginnt, die Grundlagen des eigenen Handelns infrage zu stellen. Wenn also Wissenschaftskommunikation zum Symptom jener Krankheit wird, für deren Therapie sie sich hält. Also wenn zum Beispiel jemand aus der Geographie ernsthaft darüber diskutiert, ob die Erde nicht doch eine Scheibe ist.

Gerade deswegen meine ich aber, dass Einrichtungen wie Wissenschaftsakademien eine so wichtige Rolle in der Gesellschaft spielen können, nämlich als Plattformen des zwar wandelbaren, aber dennoch verlässlichsten und am besten qualitätsgesicherten Wissens der Zeit. Deswegen sind zum Beispiel auch die Interventionen der Leopoldina in die Gesellschaft so relevant. Und deswegen würde ich auch davon ausgehen, dass das, was auf der Website der ÖAW veröffentlicht wird, Gültigkeit hat. Kann sich das Wissen ändern? Ja. Aber es ist mit großer Überlegung und großer Sorgfalt qualitätsgesichert. Deswegen ist diese Plattformidee von qualitätsgesicherten wissenschaftlichen Einrichtungen in diesem Prozess so wichtig.

WALTRAUD NIEL

Ich bin in der Öffentlichkeitsarbeit der ÖAW tätig. Ich möchte das Argument von Herrn Bogner aufgreifen, dass man Raum geben soll, damit sich Kinder oder Menschen allgemein in den wissenschaftlichen Habitus einüben können. Es gibt dieses schöne Konzept „Forschend Lernen“, wo Leute Fragen stellen bzw. Fragen identifizieren, experimentieren, reflektieren und das anschließend auch kommunizieren. Wenn wir in der Wissenschaftsvermittlung Räume und Werkzeuge anbieten, damit so etwas möglich ist, dann, denke ich, ist das schon ein guter Anfang.

ALEXANDER BOGNER

Sie haben völlig recht, es gibt spannende Initiativen und Konzepte, und man muss das Rad nicht immer neu erfinden. Nur muss man auch untersuchen, was eigentlich aus unserem guten Willen und unseren Konzepten wird. Im Bereich *Citizen Science* gibt es jede Menge Partizipationsoffensiven aus der Wissenschaft, aber aus dieser eingeladenen, manchmal sogar aufgedrängten Partizipation treten manchmal paradoxe Effekte hervor, sodass

die Leute nichts über Wissenschaft lernen, nichts über die Funktionen und die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft oder über den wissenschaftlichen Habitus. Stattdessen werden sie quasi als Datenlieferant:innen instrumentalisiert. Dafür gibt es viele Beispiele, und wir müssen auch selbstkritisch schauen, ob wir den Leuten immer die beste Chance geben, ihr Interesse auch zu verwirklichen.

WOLFGANG BAUMJOHANN

Ich darf abschließend noch die beiden Präsidenten um ihre Einschätzungen und ihre Schlussworte bitten.

HEINZ FASSMANN

Meine Damen und Herren, ich habe diese Veranstaltung sehr genossen, weil wir ganz offensichtlich in vielen Bereichen, insbesondere auch mit der Leopoldina, einer Meinung sind. Wir werden sozial von der öffentlichen Hand alimentiert. Sprich, wir bekommen Haushalte, die letztlich über Steuergelder finanziert werden. Damit haben wir auch die Verpflichtung, aus dem Elfenbeinturm herauszutreten und etwas zurückzugeben.

Den Universitäten fällt das sehr viel leichter, weil sie Studierende ausbilden. Das ist ein realer Nutzen, den man sofort sieht. In der Wissenschaft und Forschung ist das etwas komplexer. Aber wir müssen erklären und darüber sprechen. Wir müssen uns auch bemühen, kluge Ideen in ökonomische Zusammenhänge zu bringen, sprich Spin-offs und dergleichen. Das ist nicht verboten, ist erlaubt, kann und soll gemacht werden.

Ich nehme aus diesem Austausch das Stichwort Differenzierung bei der Öffentlichkeitsarbeit mit: zielgruppenspezifisch differenzieren, nach Alter, nach Vorwissen. Ich nehme auch mit, dass wir uns nicht scheuen sollten, politische Öffentlichkeit zu adressieren, also auch Politiker:innen, und dabei Grenzen zu setzen, wie weit wir gehen. Ich glaube, die unterschiedlichen Disziplinen müssen sich auch selbst fragen, wie sie vorgehen wollen. Wir hatten eine sehr interessante Frage im Wissenschaftsbarometer: „Wem vertrauen Sie am meisten?“ Dazu wurden die einzelnen Disziplinen abgefragt. Was ist Nummer eins? Mathematik. Dann kommt Physik, Chemie – die harten Naturwissenschaften. Im Mittelfeld folgt Geschichte. Ich hätte gedacht, Geschichte steht weiter unten oder

auch die Soziologie. Aber nein, beide kommen relativ weit oben. Die Wirtschaftswissenschaften stehen relativ weit unten, möglicherweise auch aufgrund der politischen Gefragtheit dessen, was sie produzieren. Medizin steht auch sehr weit oben, was erwartbar war. Ökologie steht überraschenderweise auch weit unten, was vielleicht auch mit ihrer umweltpolitischen Nähe zu tun hat. Das ist eine Vermutung, die man beachten sollte. Abschließend möchte ich allen Anwesenden für den wichtigen und anregenden Austausch dieses Tages sehr herzlich danken.

GERALD H. HAUG

Ich möchte mich ebenfalls sehr herzlich bedanken für diesen inspirierenden Tag hier in Wien. Wissenschaftskommunikation ist ein sehr komplexes Thema. Es wurde dafür auch massiv investiert. Um auf die Frage aus dem Publikum einzugehen: Die Leopoldina, eine vergleichsweise kleine nationale Wissenschaftseinrichtung, besitzt eine zwölköpfige Kommunikationsabteilung. Ich bin zudem Max-Planck-Direktor. Wir sind ein kleines Institut, haben allerdings vier Kommunikator:innen. Ich

glaube, Ähnliches gilt für andere Organisationen auch.

Ich möchte als Schluss-Bonmot mein persönliches Motto zum Besten geben: „gut gelaunt und stets bemüht“. Und ich denke, in dieser Hinsicht sind wir auch hier sehr gut unterwegs. Nachdem ich seit dreißig Jahren als Klimaforscher tätig bin, weiß ich aber auch, dass man niemals alle Menschen erreichen können wird. Daher bin ich eigentlich sehr zufrieden mit den 60 bis 70 %, die ein vergleichsweise hohes Vertrauen in die Wissenschaft haben. Welche andere Gruppierung hat denn diesen Zuspruch? Es ist natürlich ganz wichtig, sich stets darum zu bemühen, mehr zu gewinnen. Aber vor allem sollten wir auch von den 60 bis 70 % niemanden verlieren.

ALEXANDER BOGNER

Derzeitige Position

- Senior Scientist am Institut für Technikfolgen-Abschätzung der ÖAW

Arbeitsschwerpunkte

- Wissenschafts- und Technikforschung, Expertise und Politikberatung, Demokratie und Partizipation, soziologische Theorie, Gesellschaftsdiagnosen, qualitative Interviewmethoden

Werdegang

- 2017–2019 Professor für Soziologie am Institut für Soziologie, Universität Innsbruck
- seit 2011 Senior Scientist am Institut für Technikfolgen-Abschätzung der ÖAW
- 2010–2011 Assistant Professor am Institut für Soziale Ökologie, Universität Klagenfurt
- 2002–2011 Junior Scientist am Institut für Technikfolgen-Abschätzung der ÖAW
- 1998–2002 Scholar und Forschungsassistent am Institut für Höhere Studien

Ausbildung

- 2010 Habilitation an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien
- 2003 Promotion zum Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien
- 1992–1998 Studium der Soziologie in Salzburg, Marburg und Frankfurt am Main

Weitere Informationen zum Autor:

www.oeaw.ac.at/ita/bogner

MICHAEL HALLEK

Derzeitige Positionen

- Direktor der Klinik I für Innere Medizin der Universitätsklinik Köln
- Direktor des Centrums für Integrierte Onkologie (CIO) Köln
- Sprecher des Nationalen Centrums für Tumorerkrankungen West
- Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats der Bundesärztekammer
- Vorsitzender des Sachverständigenrats zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen und in der Pflege des Bundesministeriums für Gesundheit

Arbeitsschwerpunkte

- Erforschung der molekularen Pathogenese chronisch-lymphatischer Leukämie und Entwicklung zielgerichteter Therapien

Werdegang

- seit 2011 Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina
- 2007–2022 Direktor des CIO Köln Bonn (seit 2019 CIO Aachen Bonn Köln Düsseldorf)
- seit 2003 C4-Professur für Innere Medizin der Universität zu Köln und Direktor der Klinik I für Innere Medizin

Ausbildung

- 1999–2003 Oberarzt, Ludwig-Maximilians-Universität München
- 1995 Habilitation für das Fach Innere Medizin
- 1985–2003 Ausbildung Innere Medizin, Hämatologie und Onkologie an der Technischen Universität (Klinikum rechts der Isar) und Ludwig-Maximilians-Universität München (Klinikum Innenstadt und Großhadern)

Weitere Informationen zum Autor:

<https://innere1.uk-koeln.de/klinik/direktor-teams>

MATTHIAS KARMASIN

Derzeitige Positionen

- Direktor des Instituts für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung der ÖAW und Universität Klagenfurt
- Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Klagenfurt
- Dekan der Fakultät für Sozialwissenschaften an der Universität Klagenfurt

Arbeitsschwerpunkte

- Medienentwicklung, Organisationskommunikation, Medienökonomie

Werdegang

- seit 2018 ordentliches Mitglied der Academia Europaea
- seit 2011 Mitglied der ÖAW
- 2008–2013 stv. Obmann der Kommission für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung der ÖAW
- 2001–2002 Gastprofessor am Karlsruher Institut für Technologie
- 2000 Ruf an die Universität Klagenfurt (Univ.-Prof.) sowie an die Technische Universität Ilmenau (C4)
- 1999–2000 Vertretung der C4-Professur Medienmanagement an der Technischen Universität Ilmenau
- 1996–2002 Faculty Member des International Master of Business Administration der Wirtschaftsuniversität Wien / University of South Carolina
- 1993–1996 Faculty Member am International Business Institute der University of Vermont
- 1990–1999 Universitätsassistent an der Wirtschaftsuniversität Wien

Ausbildung

- 1999 Habilitation in Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien
- 1996 Promotion in Wirtschaftswissenschaften an der Wirtschaftsuniversität Wien
- 1992 Promotion in Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien

Weitere Informationen zum Autor:

www.oeaw.ac.at/cmc/the-institute/staff/matthias-karmasin

CHRISTOPH M. SCHMIDT

Derzeitige Positionen

- Präsident des RWI – Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung, Essen
- Professor für Wirtschaftspolitik und angewandte Ökonometrie an der Ruhr-Universität Bochum (RUB)

Arbeitsschwerpunkte

- Angewandte Ökonometrie
- Evidenzbasierte Politikberatung

Werdegang

- seit 2020 Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften
- 2019–2022 Mitglied des deutsch-französischen Rates der Wirtschaftsexperten, seit 2020 dessen Ko-Vorsitzender
- seit 2018 Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste
- seit 2015 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz
- seit 2011 Mitglied der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften
- 2009–2020 Mitglied des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (2013–2020 Vorsitzender)
- seit 2002 Präsident des RWI – Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung, Essen; Professor für Wirtschaftspolitik und angewandte Ökonometrie an der Ruhr-Universität Bochum (RUB) – gemeinsame Berufung von RWI und RUB
- 1995–2002 Professor für Ökonometrie am Alfred-Weber-Institut der Universität Heidelberg (ab 1996 Ordinarius und Co-Direktor des Instituts)

Ausbildung

- 1995 Habilitation (Dr. rer. pol. habil.), Venia Legendi für Ökonomie und Ökonometrie an der Ludwig-Maximilians-Universität München
- 1991 PhD in Economics an der Princeton University

Weitere Informationen zum Autor:

www.rwi-essen.de/rwi/team/person/christoph-m-schmidt

EVA STANZL

Derzeitige Positionen

- Redakteurin Wissen bei der Wiener Zeitung
- Vorstandsvorsitzende des Klubs der Bildungs- und Wissenschaftsjournalist:innen

Arbeitsschwerpunkte

- Berichterstattung über Themen aus der Welt der Wissenschaft, feuilletonistische Texte, Moderatorin

Werdegang

- | | |
|-----------|--|
| 2023 | Kurt-Vorhofer-Preis für Print-Journalismus als Mitglied des Redaktionsteams der Wiener Zeitung, dem die Auszeichnung zuerkannt wurde |
| 2022 | Österreichischer Anerkennungspreis für Wissenschaftspublizistik |
| 2022 | Theodor-Herzl-Dozentur für Poetik des Journalismus am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien |
| seit 2018 | Vorstandsvorsitzende des Klubs der Bildungs- und Wissenschaftsjournalist:innen |
| seit 2008 | Redakteurin Wissen bei der Wiener Zeitung |

Ausbildung

- | | |
|-----------|--|
| 2000–2002 | European Cultural Management an der Universität für angewandte Kunst Wien (Abschluss Master of Advanced Studies) |
| 1992–1994 | Studium Kunstphilosophie an der University of Bristol (Abschluss Master of Letters) |
| 1988–1992 | Studium Englische Literatur und Philosophie an der University of Bristol (Abschluss Bachelor of Arts) |

RICARDA WINKELMANN

Derzeitige Positionen

- Professorin für Klimasystemanalyse am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung und der Universität Potsdam
- Gründungsdirektorin am Max-Planck-Institut für Geoanthropologie, Jena

Arbeitsschwerpunkte

- Eisdynamik in der Antarktis
- Kipp-Elemente im Erdsystem
- Künftiger Meeresspiegelanstieg

Werdegang

- | | |
|-----------|--|
| seit 2023 | Gründungsdirektorin am Max-Planck-Institut für Geoanthropologie, Jena |
| seit 2020 | Professorin für Klimasystemanalyse am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung und der Universität Potsdam |
| seit 2019 | Leiterin der Arbeitsgruppe „Ice Dynamics“ und des FutureLabs „Earth Resilience in the Anthropocene“ am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung |

Ausbildung

- | | |
|------|---|
| 2012 | Promotion im Fach Physik am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung |
| 2008 | Diplom im Fach Mathematik an der Georg-August-Universität Göttingen |

Weitere Informationen zur Autorin:

www.ricarda.science

www.pik-potsdam.de/members/ricardaw

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

Präsidium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften
Dr. Ignaz Seipel-Platz 2, 1010 Wien
www.oeaw.ac.at

COVERBILD & FOTOS

Coverbild: © Ardea-studio / Shutterstock.com

S. 5, 11, 14, 18, 28: ÖAW / Daniel Hinterramskogler; S. 7: Markus Scholz für die Leopoldina; S. 13: ÖAW / Elia Zilberberg;
S. 29: ÖAW / Peter Rigaud; S. 30: MedizinFotoKöln der Uniklinik Köln; S. 31: Sven Lorenz / RWI; S. 34: Potsdam-Institut
für Klimafolgenforschung; S. 36: Roland Ferrigato; S. 39: ÖAW / Erwin Scheriau; S. 42: ÖAW / Ludwig Schedl

REDAKTION

Mag. Christina Bierbaumer, MA
Dr. Stefan Winterstein

LEKTORAT

Mag. Christopher Köhler

SATZ

Andrea Rostorfer

DRUCK

Print Alliance HAV Produktions GmbH, Bad Vöslau

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2023

Die inhaltliche Verantwortung und das Copyright für die einzelnen Beiträge liegen bei den jeweiligen Autor:innen. Meinungen, die zum Ausdruck gebracht werden, repräsentieren die Standpunkte der jeweiligen Autor:innen und decken sich nicht unbedingt mit jenen der ÖAW.



9 783700 195405

ISBN 978-3-7001-9540-5



WWW.OEAW.AC.AT